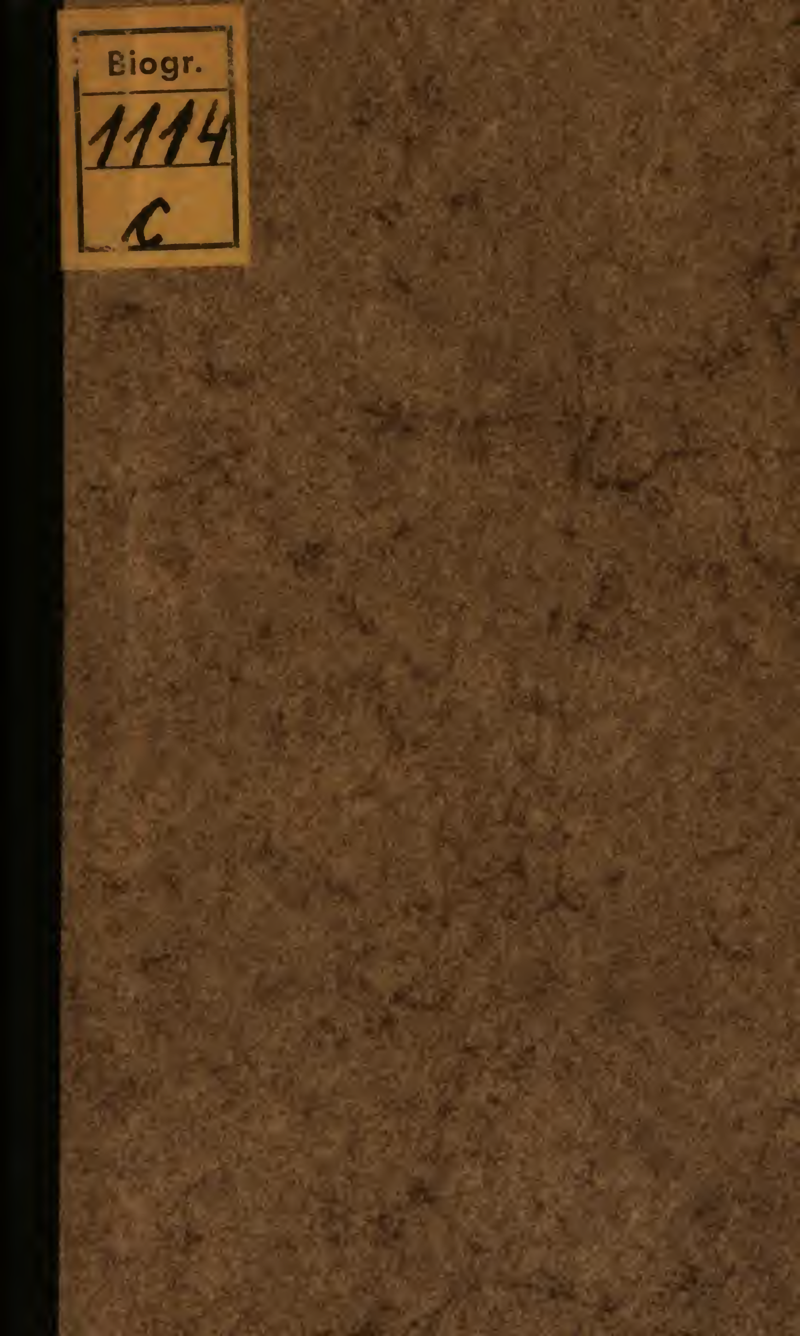

Biogr.
1114
c





R. Hirsch.

Franz Graf Stadion.

Wien.
Verlag von Eduard Hügel.
1861.

Franz Graf Stadion.

R. Hirsch.

Franz Graf Stadion.

Wien.

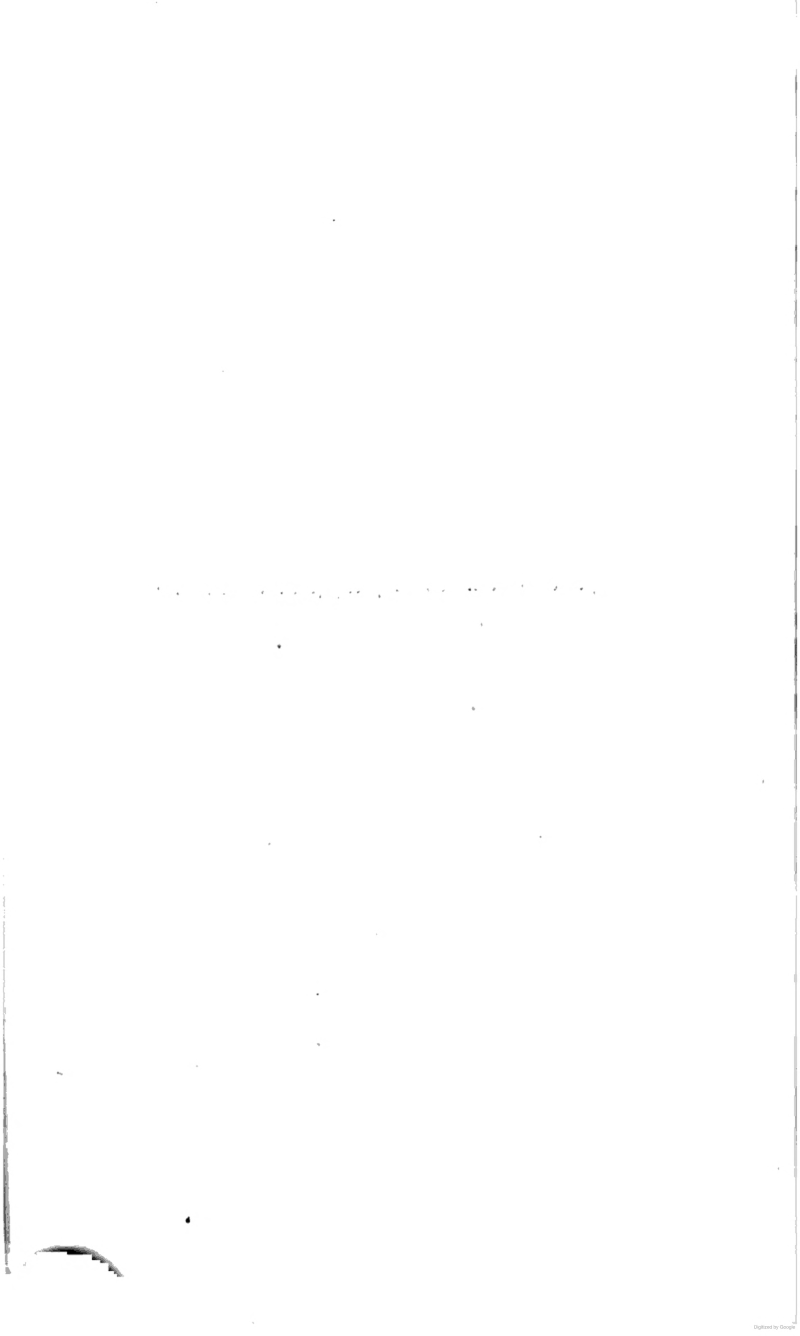
Verlag von Eduard Hügel.

1861.

Druck von Ludwig Mayer in Wien.

Epistel an Herrn königl. preußischen Geheimrath

Ritter Neigebauer.



Herrn Ritter Neigebauer

— — in? ja, wenn ich das wüßte! Sie, heute in Sicilien, morgen in Lappland; Sie, Spanier, Engländer, Franzose — alles, nur — kein Preuße! immer jung, immer frisch an Leib und Seele, kurz, überall daheim, nur nicht zu Hause, in der aufgedunsenen Heimat des europäischen Junkerthums par excellence! — Da muß ich denn mein Brieflein auf gut Glück in's Blaue flattern lassen, vielleicht trifft es Sie denn doch in — Europa, wenn Sie nicht etwa wieder in Damascus allerlei Landesgebräuche studieren — —

— Die trefflichen Reisewerke und juridischen Schriften Neigebauers „sind in allen guten Buchhandlungen zu haben;“ in diesen geistigen Schenkstuben sprechen Sie wohl allüberall ein und, so

hoffe ich, finden Sie auf diesem Wege in irgend einem Buchladen der Welt plötzlich dieses Heft und werden von einer freundschaftlichen deutschen Epistel franco überrascht, wo Sie derselben nicht im mindesten gewärtig waren.

— Ich schreibe Ihnen hiermit dies Buch zu! Der Staatsmann, dessen Name an seiner Spitze steht, war uns Beiden schon in den Tagen von Triest ein fruchtbar Thema freudiger Betrachtungen; Sie blieben in Bewunderung für Stadion nicht hinter mir zurück! Sie kannten ihn und huldigten seiner Größe und ich zweifle nicht, Sie werden diese Erinnerungsblätter an ihn nicht unwillkommen heißen.

— Der nächste Anlaß zu dieser Schrift war freilich kein erquicklicher. Es lagerten arge Schlagschatten über meiner Seele; ich werde zur rechten Zeit davon ausführlich erzählen; ich mußte mich, sollte ich erstarken, aus der Gegenwart in die Vergangenheit flüchten. Eine geistige Luftveränderung! Da war Stadion mir der Ruhepunkt! Aus den grünen

Büschen der Erinnerung schimmerte mir die leuchtende, weiße Gestalt des erlauchten uud erleuchteten Mannes halb verdeckt entgegen; ich schlug die Zweige mehr und mehr aus einander, und vor mir glänzte vom Kopfe bis zur Zehe das Standbild des großen Mannes und der Verklärte sah mich freundlich ernst an ....

— Es sind beinahe zwanzig Jahre, daß ich Stadion das erste, beinahe zehn Jahre, daß ich ihn das letzte Mal gesehen. Aber ich sehe ihn vor mir, als wäre es Gegenwart; ich höre sein Wort, als spräch er's eben aus. Ach, wie sehr muß ich bedauern, daß ich dem Gouverneur von Triest, meinem erhabenen Meister, nicht gefolgt auf allen seinen Wegen; aber der Busen der Adria schwoll umd rauschte zu verführerisch und ich träumte gar zu gern zwischen blühenden Mandelbäumen am Meere, dem offenen Herzen Gottes.

— Dies kleine Büchlein, lieber Freund! hat mich große Sorge gekostet. Stadion hat bis heute keinen Nekrologisten gefunden, keinen Biographen; das Warum werden Sie aus dem Büchlein selbst er-

fahren; das winzigste Materiale mußte daher von mir, wie mit der Radirnadel ausgegraben werden. — Was ich von Stadion des Persönlichen und Aeußerlichen sage, was ich von seinem Aufenthalt im Küstenlande erzähle, hat den Werth der Autopsie für sich. Lückenhafter blieben dagegen andere Perioden aus seinem Leben, bis wohin meine Taucherglocke nicht reichte. Einiges hielt ich, in meiner Position, zur Besprechung nicht geeignet; gewiß hat auch meine bewegte Stimmung bei Abfassung dieser Blätter manche Schwankungen in Ton und Farbe der Darstellung veranlaßt und Fehler unterliefen in den Proportionen der Gliederung; ich weiß das Alles wohl und bitte im Ernste, ohne Phrase, um gütige Nachsicht. Mein eigenes Ich drängte ich selbstverständlich in der Darstellung bis an die äußerste Wand zurück, auch dort, wo ich mit dem Grafen in nächstem Verkehr gewesen. Ich weiß, was hier Pflicht. Nur ein- oder zweimal sprach ich am eigenen Heerde und das aus ganz besonderen Gründen. — Mag ein Besserer diese feuilletonistischen Linien ausfüllen;

ich für meinen Theil wollte nur anregen, daß eine heilige Schuld an Stadion von dem Vaterlande gezahlt werde. Da bin ich nun der Erste und zahle meinen Theil, wenn auch nur mit kleiner Scheidemünze; da ist der Teller; legt Ihr, Staatskünstler! mehr darauf und Goldes, ich werd es zufrieden sein!

— Ich, als Poet, habe sonst meine bunten Phantasiestücke sorglos und lustig fliegen lassen in alle Winde, wie farbige Papillone. Bei diesem Todtenopfer überkam mich zum öftern der tiefste Ernst. Befangen, als ich es gebracht, ließ ich fremde kluge Augen darauf blicken. Ein freundlicher Mund beruhigte mich: ich besäße von der Kunst Schrotzbergs, der Todte wie nach dem Leben zu malen versteht. Daß sich diese Ansicht nur zum Theile erwahrte! Ich glaube fast, ich bin dem Porträt Stadions gerecht geworden, weil die Liebe ihre Bilder im Herzen treu zu bewahren versteht.

— Da hab' ich Ihnen nun, theurer Freund! allerlei gesagt und die Oeffentlichkeit muß es mit hinnehmen. Nun gut, es dient zur Verständigung! — Ich aber schüttle Ihnen jetzt nach 25 Jahren

achtungsvoller, literarischer Genossenschaft, die Hände mit dem glücklichen Ungestüm des einstigen Jünglings. Wenn man sich in erhebenden Erinnerungen ergeht, fühlt man sich im Augenblick verjüngt und am Großen rankt sich empor die krankende Seele!

— Aber was morgen, mein theurer Freund!?

— Wir müssen geizen!

Wien, 15. April 1861.

H.

Franz Graf Stadion.

I.

Erste Begegnung mit Stadion.

Graf Stadion stand eben am Fenster und blickte auf den Triester Golf hinaus. Er war damals Gouverneur im „österreichisch-illirischen Küstenlande," das nach der politischen Administration die gefürsteten Grafschaften Görz und Gradiska, die Markgrafschaft Istrien und die reichsunmittelbare Stadt Triest sammt Gebiet in sich vereint. Der Gouvernements-Palast in Triest sieht zum Theile auf das Meer hinaus und das Arbeitszimmer des Grafen lag direkt dem Molo gegenüber, auf welchem stets das unruhigste Leben pulsirt, indem Spazier- und Müssiggänger aller Art, wie auch Arbeiter, Schiffsvolk und die mit Dampf Reisenden sich dort durch einander kreuzen.

Am Montag noch Redakteur des „Kometen" in Leipzig, stand ich am Samstag derselben Woche in Triest vor dem Grafen Stadion als Aspirant zum österreichischen Staatsdienste. Es war in den

ersten Tagen des Juni 1843. Mein vielverehrter greiser Freund Anton Graf Magnis hatte mich seinem Neffen Franz Stadion empfohlen, und so war es geschehen in unglaublich kurzer Frist, mit Ueberspringung aller, zu jener Zeit tausendfältiger Formendinge, daß ich, der sündige Leipziger Redakteur, ohne früher durch Sedlnitzky's Fegefeuer gegangen zu sein — in den österreichischen Staatsdienst treten durfte. Oesterreicher von Geburt, hatte ich übrigens die juridischen Studien früher in Wien durchgemacht und war, so zu sagen, zum österreichischen Dienste qualifizirt.

Nachdem ich in das Arbeitszimmer Stadions eingetreten, mußte ich ein gut Weilchen stille halten, der Graf fixirte scharf das Leben und Treiben, den Handel und Wandel am Molo. Endlich geruhten Seine Erlaucht mich zu bemerken und traten auf mich zu.

Ich habe an den echten Aristokraten zwei vorherrschende Formen der Bewegung wahrgenommen. Die Einen langsam, gemessen rund, in der Ruhe, im Ceremoniell die Majestät suchend; die Anderen spitz, mit sehr kurzen aber sehr raschen Schritten auf ihr Ziel losgehend, dabei kerzengerade, mit dem Kopfe kaum wahrnehmbar nickend, etwa wie

eine Pagode mit beweglichem Kopfe. Graf Stadion war eine hohe, schlanke Gestalt, raschblütig, und schoß zu meiner Ueberraschung bis auf eine Spanne Raum mir entgegen.

„Sie haben also die Literaten-Wirthschaft verlassen, Doktor!" so hub er beiläufig an und fuhr nicht völlig kaltblütig fort: „nun, das ist gut. Es ist doch nichts anderes um diese Schöngeisterei, als maskirter Müssiggang, es steckt nichts Praktisches dahinter. Aber Sie haben etwas Albernes aufgegeben, um, wie ich höre, eine neue Thorheit zu begehen. Mein Oheim Magnis schreibt mir, Sie wollen heirathen, und weil Ihr braver Vater das in Sachsen nicht zuläßt, so kommen Sie wieder heim nach Oesterreich, und wollen in den politischen Staatsdienst treten. Nun, meinetwegen; aber ich sage Ihnen ganz unumwunden, ich kann verheirathete Beamte nicht gut leiden. Wenn's von mir abhinge, besonders die Jüngeren, die dürften mir daran gar nicht denken. Was man ist, das muß man ganz und gar sein. Der politische Dienst fordert die völlige Hingabe eines Beamten an seine Aufgabe. Der Schreibtisch ist das Letzte im Dienste; hinaus auf's Land, den Bedürfnissen bis in's Kleinste nachgespürt; wochenlang in den

Gemeinden — — das geht nun nicht recht, oder nicht so, wie es sein soll, wenn Weib und Kinder an Einem haften; wo bleibt die Disponibilität, die Rührigkeit, wie sie oft der Augenblick erfordert? In der diplomatischen Laufbahn hat man es immer so gehalten und mit gutem Recht. Sie wissen doch wohl, daß vom Attachè bis zum Botschaftsrath keiner heirathen darf? Erst der Gesandte darf's und das mag eher hingehen, da er denn doch mehr seßhaft ist und eine Repräsentanz im Hause braucht."

Der Graf hatte ziemlich lange in einem Athem gesprochen, dann hielt er ein Weilchen inne, mich fixirend, als wollte er prüfen, welchen Eindruck seine Philippica auf mich gemacht. Mit Einem sprang er plötzlich zu ganz anderm Thema über.

„Apropos — begann er — mich beschäftiget dermal ganz besonders die Ordnung des Gemeindewesens, vorzüglich für Istrien thut eine Radikalkur Noth. Sie kommen aus Sachsen — irr ich nicht, waren Sie über zwei Jahre dort — geben Sie mir doch in Kürze ein Bild, wie's daselbst mit dem Gemeindewesen bestellt ist. Sachsen ist ein glückliches Land, auf der Gemeinde beruht Alles, man muß das Gute hernehmen, wo man's findet."

Hatte mich schon die frühere Ansprache Seiner Erlaucht bei all meiner persönlichen Selbstständigkeit in etwas aus der normalen Stimmung gebracht — man vergesse nicht, es war dies eine erste Begegnung, — so consternirte mich die Aufforderung des Gouverneurs, meines künftigen allmächtigen Gebieters, ihm ein Bild des sächsischen Gemeindewesens zu entwerfen, auf das eklatanteste. Ich hatte bei dieser Audienz bisher noch nicht Ein Wort gesprochen; drei offiziöse Complimente waren eingangs meine ganze, stumme Lebens-Manifestation gewesen und nun sollte ich reden, sollte über die Gemeinde-Ordnung in den sächsischen Landen reden, sollte Bescheid geben über einen Gegenstand, der mir fremd und fern gestanden, um den ich mich in der poetisch-musikalischen Treibjagd meiner Tage eben so wenig gekümmert hatte, wie etwa um die Erzeugung des sächsischen Bisquit-Porzellains in Dresden .... Da half keine poetische Licenz, kein Fantasiestück, wie einst weiland in den Studientagen zu Wien unter dem Historiker Professor Titze, dem ich die Belagerung einer griechischen Stadt, deren Namen ich nicht einmal gekannt, schildern sollte und dem ich mit wahrlich imponirender Unverschämtheit eine ganze Historie von

Wurfgeschützen, Mauerbrechern, Widderköpfen und rollenden Thürmen, auf deren Zinnen armirte Streiter stunden, vordemonstrirte: bis dem alten, von uns Studiosen, wie volksthümlich bekannt, arg sekirten Herrn die Geduld riß, er die Hände über einander schlug und ausrief: Aber, das ist ja Alles erlogen und erfunden, was Sie mir da vorfabeln — — all worauf ein Lachchor der Collegen einfiel und ich frecher Improvisitator mich zurückzog.

Ich faßte mich, Seiner Erlaucht gegenüber, so gut es anging und entgegnete ungefähr, die Angelegenheit sei mir in meiner Sphäre fremd geblieben und ich bedauere daher sehr, Seiner Excellenz nicht Bescheid geben zu können.

Der Graf schnellte über diese Antwort sichtlich in die Höhe, alle Muskeln spielten und zuckten in seinem Gesichte hin und her. — „Nehmen Sie mir's nicht übel, aber das ist zu arg! Sie redigirten ein Blatt, wenn auch ein belletristisches und wissen nicht, daß, was geschieht, auf's Volk, auf Volkswohl, auf Volksbildung abzielen soll! Sie redigirten ein Blatt und kümmerten sich nicht um die Basis, von welcher Alles ausgeht, was das Gesammtwohl bezwecken soll — — das ist

eine heillose Indolenz! Verse aber haben Sie gemacht, eine ganze Menge! Sie sind mit dem Kopfe im Nebel herumgefahren, so daß Sie darüber vergaßen, wo Sie auf der Erde mit den Füßen standen. Als ob man überhaupt Verse brauchte? ich wüßte nicht wozu? man kann Alles in Prosa sagen. Die Verse sind nichts anderes als eine Seiltänzerei der Sprache. Und bedarf man etwa der Seiltänzer?"

Er war im Zimmer auf- und abgegangen, — gar manches Wort in der Heftigkeit hatte er verschluckt, wohl auch gestottert vor Unmuth; dann hielt er am Fenster stille, trommelte nach eigener Weise auf den Scheiben und rief mich beinahe herrisch zu sich heran: „Sehen Sie dort am Molo die zwei Fachini? wie sie dort im Schweiße ihres Angesichts auf- und abladen, wie der Einzelne thätig eingreift zum Besten und Gelingen des Ganzen?" — Er holte Athem und sah mich dabei streng an: „Wissen Sie, die zwei Fachini sind mir lieber als Ihre beiden Herren Göthe und Schiller. Der Staat hätte bestehen können ohne die beiden Geister, aber ohne die da drunten gäb es gar Nichts! Arbeit, tüchtige, praktische! — ich hasse alle Phantastereien. Merken Sie sich das, Adieu!"

Keine Darmsaite springt so schnell ab vom Sattel der Geige, und ich war mit einem Bückling draußen!

Am andern Tage ließ mich Seine Excellenz und Erlaucht der Gouverneur — um mit der Terminologie des damaligen Bureaustyls zu reden — zum „probeweisen sechswöchentlichen Concept" zu; ich war „Concepts-Candidat" und „da ich nach Versicherung des Departements-Vorstehers während der sechswöchentlichen Probezeit entsprochen," so wurde ich unterm 20. Juli 1843 mittelst Dekret „zur ordentlichen politischen Conceptspraxis zugelassen."

Ich habe in die Hände des Grafen Stadion meinen Diensteid abgelegt.

II.

Das Haus der Stadione.

Achtzehn Jahre sind seit dieser meiner ersten Begegnung mit dem Grafen Stadion verflossen. Ich erinnere mich, daß seine Ansprache mich damals in der innersten Seele empörte. Besonders das Attentat auf den geliebten Schiller und den angebeteten Göthe schien mir eine Heiligenschändung und ich war nahe daran, von Triest Reißaus zu nehmen, denn die Existenz unter einem solchen Barbaren däuchte mir entsetzlich.

Die viele Zeit ist um, Franz Graf Stadion, der Barbar von damals ist mir mälig und mälig ein hohes, erhabenes Menschenbild geworden, dem ich mich tief im Geiste neige! Ich bin dem Manne seither näher gestanden, hab' ihn lieben und verehren gelernt — ich denke seiner mit wahrhaft sittlicher Erhebung und zugleich mit allem Schmerz um den so früh in Schutt gesunkenen Stern und ich darf dies Alles so schrankenloser sagen, denn ich

rede von einem Todten .... Auch das Attentat auf Schiller und Göthe hab ich ihm gerne verziehen. Ich möchte d'rauf wetten, daß er wohl nur gleich in Vorhinein den Poeten in mir auf das Tiefste habe demüthigen wollen; er warf meine Hausgötter Schiller und Göthe von den Piedestalen, und trat sie schmähend mit Füßen, in der Meinung, wenn er nur erst dem Gläubigen die Götterbilder zerschlagen, daß er ihn dann um so leichter zum Abfall von ihnen drängen und zu neuem Glaubensbekenntniß lenken würde! — Ich habe auch einsehen gelernt seither, daß der Vers in der That keine Lebensbedingung einer Sprache ist; nachträglich bemerkte noch Stadion mit Bezug auf den Vers, man brauche ihn eigentlich nur bei zwei Anlässen, nämlich beim Singen und wenn man einen Kern- und Sinnspruch gut memoriren wolle. Ich glaube heute, daß man Alles in Prosa sagen könne und möchte fast behaupten, daß gute Prosa zu schreiben ungleich schwerer ist, als einen Vers glatt zu poliren. Graf Stadion neigte in der That nicht zu ästhetischen Tendenzen; die Musik z. B. erschien ihm lediglich als sinnliches Medium; die Oper etwa als ein tönendes Accompagnement zur Conver-

sation in der Loge. Stadion ist auch gewiß einer der wenigen Menschen, der nie und niemals in seinem Leben selbander einen Vers gedichtet. Und am Ende ist's ein Erfahrungssatz, daß große Staatsmänner in den seltensten Fällen mit den schönen Künsten liebkosten; die ernste Wissenschaft und die heitere Kunst gehen fast niemals Hand in Hand. Ich habe aber niemals an Stadion bemerkt, daß er deßhalb ein affektirter Gegner von Kunst und Künstlern gewesen, oder daß er mit Geringschätzung von der Literatur überhaupt gesprochen, wie ein späterer Großwürdenträger im Ministerium des Innern, der rund heraus erklärte, daß er „gar kein Buch lese," womit der Mann vermuthlich etwas außerordentlich Geistreiches gesagt zu haben glaubte. Das Merkwürdigste an jenem gewaltigen Herrn bleibt jedenfalls die Reminiscenz, daß, als er in der Provinz als Kreiskommissär diente, sein Kreishauptmann in die amtliche Qualifikationsliste den Passus eintrug: „Zu jedem weiteren Avancement gänzlich unfähig." — Nun rede mir noch Jemand von Attestaten und wozu sie frommen!?

Endlich, um Stadion auch in dem Punkte „der Thorheit des Heirathens" gerecht zu werden, so

habe ich seit fünfzehn Jahren Zeit gehabt, über das heilige Sakrament der Ehe und ihre Delicen meine praktischen Studien zu machen . . .

Zum öftern kam der Mangel einer Biographie oder nur biographische Skizzen des Grafen Stadion zur Sprache. Es grenzt an das Unglaubliche, daß sogar die officielle Wiener-Zeitung dem größten Staatsmann der österreichischen Neuzeit keinen Nekrolog geweiht. Hier des Räthsels Lösung. Baron Alexander Bach hatte nicht gewünscht, daß seines Vorgängers im Amte in der Presse viel gedacht werde und die Presse war fein artig. Ein für die Wiener-Zeitung bereits im Satz fertiger Nekrolog über Stadion mußte auf den Wink der schönen, weißen Ministerhand zerlegt und beseitigt werden. — Die Regierung ließ den „todten" Stadion einfach fallen, ja, man desavouirte später die Lichtblitze seines Genius. So wölbte und schloß sich die Gruft über dem erhabenen Todten; in dem wahrhaft chaotischen Gedränge der laufenden Periode verschob man die Zahlung der heiligen Schuld und es ist mir bis zur Stunde kein Lebensbild des Grafen bekannt geworden, das ihn, wenn auch nur in den kümmerlichsten Zügen abspiegelte.

Ich hab' es mich alle Mühe kosten lassen, die Materialien zur biographischen Skizze Stadion's aufzuspüren. Die gleichzeitigen Zeitschriften sind als Hilfsquellen gar nicht mehr vorhanden; es geht nichts traurigeres aus der Druckerpresse, als eben ein Tageblatt. Wie die Blätter im Herbst von den Bäumen fallen und spurlos in Staub zerstieben, so die Blätter der Journale. Kein Mensch bewahrt sie. Die Bibliotheken auch nicht.

Das reichsgräfliche Haus Stadion zählt zu dem ältesten Adel in Deutschland. Es gehört zu denjenigen gräflichen Familien, deren Häuptern laut Beschluß der deutschen Bundesversammlung das Prädikat Erlaucht zugekommen. Die uralte Stammburg in Graubündten gelegen, weist nur noch letzte Trümmer auf. Lange waren die Stadione in Schwaben seßhaft und kauften sich erst später in Oesterreich an. Es bestand eine ältere und jüngere Linie, davon die zweite bereits seit geraumer Zeit erloschen ist. Als Freiherren datiren sie vom 21. April 1686, als Reichsgrafen vom 1. August 1705; in's Reichsgrafen-Collegium gelangten sie am 8. Mai 1708. Das Familienwappen bilden drei Wolfsangeln in Schwarz, quer über einander.

Sie führen den Titel der Reichsgrafen auf Thann-
hausen und Warthausen; das erstere Prädikat
von der 1708 erworbenen Herrschaft Thannhausen;
das Prädikat Warthausen von einer früheren Be-
sitzung gleichen Namens, welche jedoch 1826 an
die Krone Württemberg verkauft wurde.

Aus der älteren Linie ist entsprungen Johann
Philipp Stadion, kurmainzischer Großmeister, der
zwei Söhne hinterließ, nach welchen sich das Ge-
schlecht der Stadione in zwei Linien abzweigte
und zwar nach den Namen der beiden Häupter
Friedrich und Hugo Philipp in die gegenwärtig
blühende Friedericianische und Philippinische.

Friedrichs Sohn war Johann Philipp, unseres
Stadion Vater, geb. 18. Juni 1763 zu Mainz,
der, schon als Jüngling ein Liebling des Grafen
Kaunitz, in österreichischen Diensten zuerst als
Diplomat wichtige Posten in Schweden und dann
in London, Berlin und Petersburg bekleidete.
Später übernahm er das Ministerium des Aeußern.
Im Jahre 1809 zog er sich auf seine Güter zu-
rück und übergab sein Portefeuille an den Grafen
Metternich. Doch wurde er nachträglich zum wirk-
lichen Finanzminister ernannt und seiner Ver-
waltung tönte zunächst das Lob nach, den Kredit

und die Finanzen des Landes wesentlich gefördert und gehoben zu haben. Dieser Staatsmann, welcher zuletzt den Titel eines Staats-Conferenz- und Finanzministers geführt, starb in der Nacht vom 14. bis 15. Mai 1824 in Baden bei Wien.

Johann Philipp Stadion hinterließ vier Söhne, Eduard, Walter, Franz und Rudolf; drei Töchter, Sophie, Adelheid und Euphrosine. Mehrere Familienglieder sind mir persönlich und des Näheren bekannt. Eduard, geb. 22. Sept. 1797, nachdem er aus dem Militärdienste getreten, starb als Gutsbesitzer und Oekonom in Böhmen, am 13. April 1844; Walter Wilderich, geb. 22. Nov. 1799, eine etwas excentrische biedere Persönlichkeit; Franz ist der Inhalt dieser Blätter; Graf Rudolf, geb. 23. Feb. 1808, angeblich der schönste Mann seiner Zeit, einst mit Erzherzog Stephan auf deutscher Rundreise, an jedem Hofe dafür mit Stern und Band behangen. War als Hofrath täglich in der Kirche zu schauen, schwarz gewandet, schrieb nie anders als mit gestutzten gelben Glaçe-Handschuhen; kurze Zeit Gouverneur in Mähren, dermal auf seinem Gut in Böhmen; außerhalb Oesterreich mit einer Dame getraut; reich gesegnet mit Kindern. Gräfin Sophie, geb.

13. Dezember 1802, lebt in Eckersdorf, in Preußisch-Schlesien, an den berühmten Oekonomen und Schafzüchter Grafen Magnis verheirathet, eine sehr geistvolle, musikalisch hochgebildete Dame; ferner Gräfin Adelheid, geb. 28. März 1803, in Wien verheirathet an den k. k. Oberstkämmerer Grafen Lanckoronsky, den obersten Chef der Hoftheater, den sehr wohl bekannten Landpfleger von Kunst und Wissenschaft ... Die dritte Schwester Euphrosine, geb. 13. März 1805, ist ledigen Standes.

Graf Walter Wilderich Stadion fand im „Landsknecht," — bekanntlich Fürst Fritz Schwarzenberg — einen beredten Apologeten. Er führt ihn in einer kleinen, als Manuscript gedruckten Schrift, „Drei Ritter einer unritterlichen Zeit" neben Karl Grafen Harrach, Doktor der Medicin und deutschen Ordens-Comthúr, dann Fürst Franz Lobkovic, k. k. Oberst und Groß-Capitulatus des deutschen Ordens, als den dritten im Bunde der Ritterpflicht und Menschenliebe auf. Schwarzenberg hat mit Walter Stadion im Jahre 1821 den Feldzug gegen Neapel mitgemacht. Später stand Stadion als Hauptmann längere Zeit in Galizien. Als die Cholera ausbrach, meldete sich der tapfere

Soldat zur Krankenpflege in den Cholera-Militär-spitälern, und seine aufopfernde, eigene Thätigkeit, sein gutes Beispiel waren von edelster Wirkung. Als in jüngster Zeit die Kriegsfurie wieder die Fackel schwang, konnte der angehende Sechziger nicht auf seiner Comthurei ruhig ausharren; er suchte neue Thätigkeit auf dem Schlachtfelde, „aber nicht mehr um Wunden zu schlagen, sondern um sie zu verbinden und zu heilen." Als Hauptmann einer Sanitäts-Compagnie, stand er im Kugel-regen und half wo er konnte. Dermal lebt der Malthefer-Ordens-Comthur auf der Commende Meidelberg im österreichischen Schlesien.

Franz Seraph Graf von Stadion, der erhabene Staatsmann, dem diese Aufzeichnungen gelten, ist der drittgeborne Sohn seines unterm Franziscäischen Regime hochgefeierten Vaters, Johann Philipp. Franz wurde am 27. Juli 1806 in Wien geboren. Was seine Stellung in der Familie betrifft, folgte er seinem Bruder Joseph Philipp Eduard in Gemäßheit der Familien-Convention vom 31. Dezember 1835; doch trat er selbst später seine Rechte und den mit der Erstgeburt verbundenen Titel „Erlaucht" an seinen Bruder Rudolf ab.

Aus seinen Kinder- und Schülerjahren kann ich nur spärliche Daten mittheilen. Vater und Mutter, sie auch eine Gräfin Stadion aus der philippinischen Linie, trugen sich der ernstlichsten Sorge um die Erziehung der Kinder voll. Eduard und Walter hatte man in's Reich hinaus, nach Deutschland, gesandt, wo sie ihre Studien machten, dann aber in den Militärdienst traten. Diese Studien jedoch im Ausland hatten nicht eben glänzend verfangen, daher der Beschluß gefaßt wurde, Franz und Rudolf in Oesterreich selbst, in Wien zu erziehen. Gewiegte Pädagogen wurden ihnen beigegeben und beide jüngere Grafen absolvirten ihre Gymnasial-Studien als Privatisten. Als der Vater (1824) starb, standen die jungen Stadione eben in den sogenannten philosophischen Klassen. Bis dahin hatte es drei Jahrgänge in der „Philosophie" gegeben; diese sollten in zwei zusammengezogen werden. Der dritte Jahrgang wurde den jungen Herren nachgesehen; sie studierten die philosophischen Wissenschaften auf dem Schlosse Jamnitz in Mähren und legten dann die Prüfung in Wien ab. Die juridisch-politischen Studien wurden ordnungsgemäß in Wien absolvirt und auch in diese Studien übertrug Stadion seine

Vorliebe für den Professor Remboldt und seine philosophischen Schriften. Remboldt galt in jener Periode für einen allzu aufgeklärten Kopf und wenn ich nicht irre, hat auch zeitweilig eine Suspendirung seiner Vorträge an der Universität zu Olmütz stattgehabt. Jedenfalls ein Mann, der auf die freie Welt-Anschauung des Grafen nicht unwesentlich influencirte. Daß der junge Stadion schon frühzeitig ernster Richtung zugethan gewesen, beweist seine Bemühung, an sich selbst zu bessern und zu modeln. Die Sprachgeläufigkeit fehlte ihm von jeher, und er gerieth daher auf den glücklichen Einfall, praktische, linguistische Exercitien zu halten, zu welchem Behufe er die bildungsfähige Jugend des Dorfes Jamnitz um sich versammelte und derselben auf freier Wiese Vorträge hielt. Sein Lieblingsthema bei diesen Vorträgen war die englische Geschichte. Unter den Männern, die sich direkt an der Erziehung des jungen Grafen betheilten, wird des nachträglich zu ökonomischer Bedeutung gelangten dermaligen Wirthschaftsraths Jesser Erwähnung gethan.

Im Jahre 1827 trat Franz Graf Stadion bei der niederösterreichischen Regierung in den k. k. Staatsdienst ein, im Jahre 1828 wurde er zum

Gubernium in Lemberg übersetzt; am 10. April 1829 kam er als Concepts-Praktikant zum Stanislauer Kreisamt. Er hatte, wie solches in jenen Zeitläuften bei jungen Cavalieren häufig der Brauch gewesen, die sogenannte überzählige Carriere eingeschlagen, womit zwar anfänglich kein Gehaltsbezug, aber ein schnelleres Avancement verbunden war. Daher auch die Bezeichnung „überzählig, unbesoldet.“ Unterm 26. Mai 1830 schon avancirte der Graf zum überzähligen Kreiskommissär bei dem Kreisamt in Rzeszow; unterm 13. März 1832 zum überzähligen Gubernial-Sekretär in Tirol. Hierauf gelangte er als Hofsekretär nach Wien zur k. k. allgemeinen Hofkammer und unterm 12. Mai 1834 wurde er zum Hofrath befördert, eine der außerordentlichsten Carrieren im damaligen österreichischen Beamtenleben; vom 10. April 1829 bis Mai 1834 das Avancement vom Concepts-Praktikanten bis zum Hofrathe!! — Stadions Ernennung zum Gouverneur im österreichischen Küstenlande geschah am 29. Februar 1841, die Ernennung zum Spruchmann beim Bundesgericht am 17. Dezember 1843; die zum Gouverneur in Galizien am 21. April 1847, endlich seine Berufung zum Minister des Innern und des Un-

terrichts am 21. November 1848, nachdem die Wiener Revolution im Oktober 1848 besiegt worden war. Er trat damals mit Schwarzenberg und Bach in das Ministerium.

Es wird auffallen, daß Graf Stadion Privatunterricht genossen, indem besonders nach dem Brauch in jenen Tagen, nach dem Styl bei hohen Herren, Söhne adeliger Familien beinahe ausschließlich in dem k. k. Theresianum erzogen wurden. Der junge Graf hatte schon im zartesten Alter eine solche Antipathie gegen jene kaiserliche Erziehungsanstalt, daß er mit kräftigster Opposition dem beabsichtigten Eintritt in dieselbe widerstand. Woher dieser unüberwindliche Widerwille, kann ich nicht sagen; wohl aber mit Gewißheit, daß er bestand. Stadion hat jene Antipathie aus den Kinderjahren auch in das reife Mannesalter übertragen, denn eine seiner ersten Minister-Amtshandlungen war gegen das Theresianum gerichtet, indem er demselben den exklusiv aristokratischen Charakter nahm. Bekanntlich konnten und durften nur adelige Zöglinge in die Anstalt aufgenommen werden, aber er brach diese alte Schranke. Wollte er damit den bisherigen Nimbus des Theresianums

schmälern — — mir scheint, er hat es damit nur der allgemeineren Benützung zugänglicher gemacht.

Die Familie Stadion zählt in ihrer zweiten, der philippinischen Linie, einen zahlreichen Nachwuchs, darunter mehrere Kriegsmänner. Der Commandant des fünften Armee-Corps F. M. L. Philipp Stadion, wird als einer der tapfersten Degen in der österreichischen Armee bezeichnet.

III.

Stadion im Küstenlande.

Wenn das Witzwort, das einfältiger Weise genug dem liebenswürdigen Fürsten Windischgrätz in den Mund gelegt wurde: „Der Mensch fängt erst beim Baron an", in der That seine Begründung hätte, so fände sich dazu ein wirklich effektiver Pendant aus der Sphäre des Beamtenlebens: „Der Beamte fängt erst beim Hofrath an."

Was bis dahin am Schreibtisch keimt und gedeiht, lebt als bescheidenes Kryptogam, es wäre denn, der Beamte hätte das Glück, auf dem Lande draußen zu sitzen, um praktisch dem Volk zu dienen. Und dann erst hängt es von seinem Tinten-Superior ab, ob sein Licht leuchten oder nur flimmern darf. Der einzelne untergeordnete Beamte in der heiligen, unfehlbaren Kanzlei-Hierarchie ist nichts mehr und nichts minder, als ein Pantoffel, mit dem der Kapudanpascha des Departements

so recht nach Behagen hantiert. Es gibt Augenblicke, wo man den Pantoffel sehr bequem brauchen und treten kann, in den Gallastunden fliegt er in den Winkel. So ein mittlerer Beamter ist eine recht abgeschabte, abgetretene Haut, nicht Fisch, nicht Vogel, nicht gekocht, nicht gebraten .... er ist eben ein Pantoffel, je nach Umständen von Holz, Kalbleder oder Corduan, oder wohl auch schon von türkischem Leder, mit Gold gestickt ....

Ich weiß aus dem untergeordneten Beamtenleben Stadions gar nichts zu erzählen. Daß seine brillante Begabung ungeheueres Aufsehen erregt, und er, Talent mit Geburt verbunden, außerordentliche „Sprünge in der Carriere" machte, ist bereits angedeutet worden. Als selbstständiger Referent, als Hofrath, wußte er seine genialen Ansichten in jenen dürren Tagen des neunfach geflochtenen Zopfes hartnäckig zu vertreten und zu behaupten. In den Gremial-Sitzungen fürchtete man beinahe den verwegenen, so ganz aus der Art schlagenden Votanten, der im Amt keine Kameradschaft kannte und die unerhörten Versuche wagte, dem „dummen Volke" auch Rechte zu vindiciren, kurz, sich nicht schämte, als Cavalier es mit dem Bauer zu halten, dem doch kaum eine Menschenhälfte gebührte.

Stadions große, länderbefruchtende Ideen fan-
den ihren eigentlichen Spielraum erst von der
Höhe herab, auf welche ihn das Vertrauen des
Kaisers berufen. Als Gouverneur im Küstenlande
wirkte er vor Allem auf die Unterlage alles
Staatenbestandes, auf die Bildung des Volkes
hin. Volksschulen und eine den Zeitbedürfnissen
Rechnung tragende Gemeinde-Ordnung standen
in seinem Geiste oben an. Die besonders in Istrien
vernachlässigte Stellung der Geistlichkeit nahm sein
Augenmerk lebhaft in Anspruch. Er sorgte für
Hebung der Landeskultur, für gute Straßen und
— für gute administrative Beamten.

In Triest hob er Handel und Gewerbe,
drängte zur Einigkeit im communalen Wesen, griff
thätig zur Verschönerung von Stadt und Umge-
bung ein, verbannte alle Pedanterien und üblich
gewesene kleinseelische Sekaturen, womit oft die
größte Stadt durch taktlose politische Maßregeln
zum Krähwinkel herabgedrückt wird. Er machte
Triest durch seine eigene Größe groß. Der Lloyd
und seine kühn entworfenen maritimen Bewegungen
fanden in ihm einen höchst energischen Schützer und
verdankt ihm dies imposante Institut einen guten
Theil seiner Gloriole. Er brachte im Jahre 1846

das sogenannte Verbrüderungsfest zwischen Triest und Venedig zu Stande, um gewisse Eifersüchteleien zwischen beiden Städten auszurotten, ein Fest, welches 300 durch ihn bezeichnete und geladene Triestiner Damen und Herren begingen, indem sie auf Lloyddampfern nach Venedig fuhren, dort mit allen nationellen Festen, Tombola, Regata empfangen, kostenfrei aufgenommen und untergebracht wurden, ein Fest, das drei Tage dauerte. Ich erinnere mich, dort bei Graf Palffy, dem Gouverneur in Venedig, der Herzogin von Berry vorgestellt worden zu sein, eben als wir von dem Balkon des Palazzo governiale auf den Markusplatz der Tombola zusahen. Die kleine, dicke Frau näselte so seltsam französisch und ich bin dieser Sprache mein Lebelang nicht mächtig geworden; ich weiß nur, daß ich Nasenbluten vorschützte und mit dem Taschentuch vor der Nase mich in das dichteste Gedränge im Saale flüchtete. Nichts peinlicher, als Bescheid geben sollen in einer Sprache, die man nur halb inne hat und von der man auch diese eine Hälfte noch mißversteht ....

Die staatsmännischen Eigenschaften des Grafen kann ich überhaupt nur in allgemeinen Umrissen

andeuten. Etwas anders wird sich natürlich die Aufgabe gestalten, wenn ein Zweiter es unternimmt, ein ausführliches Bild seiner politischen Administration aufzunehmen. Ich halte dagegen ziemlich ausführlich die Eindrücke fest, die sich mir aus dem persönlichen Verkehr mit dem Grafen ergaben; ich werde Details beibringen, die sonst unzweifelhaft verloren gegangen wären, während sein amtliches Wirken in Dekreten und Registraturen künftiger ruhiger Betrachtung immerhin zugänglich bleibt. Ich werde Vieles von der Person des Grafen erwähnen, was von selbst auf den sachlichen Theil seiner Thätigkeit schließen läßt. Aus kleinen Zügen schließt man mit Recht auf die großen. Die Mittheilungen aus dem Küstenlande beruhen auf meinen eigenen Anschauungen, da ich daselbst durch acht Jahre dem Staate diente; sie sind vollkommen authentisch. Und in diesem einzigen Theil der Personalien des Grafen nehm ich für meine Aufzeichnungen einen bestimmten Werth in Anspruch.

Die Sorge Stadions, für seine Ideen und deren Realisirung tüchtige Kräfte zu ziehen, muß man eine wahrhaft pietätsvolle nennen. Er machte

kein Hehl daraus, daß für ihn und seine Tendenzen bei den „Gubernialräthen“ und den alten eingesessenen Beamten kein Heil anzuhoffen sei. Er zog deßhalb zu den sogenannten Gubernial-Sitzungen, bei welchen, nach altgebrauchter Vorschrift ex lege nur die Räthe Stimme und als deren Aktuare beim Vortrag nur die Sekretäre Sitz hatten, auch die jüngsten Beamten, die sogenannten Praktikanten. — In Deutschland versteht man unter Praktikanten ausschließlich Jüngelchen, die in Drogherien und bei anderen Kaufleuten Düten drehen und die Elementar-Studien der praktischen Handelswelt betreiben. Stadion wollte damit den jüngsten Beamten Einsicht geben in den Gang der Regierungsmaschine, damit sie hören und urtheilen, befruchtet werden und wieder befruchten. Das gab viel Anstoß unter den Gubernialräthen, welche somit ein „naseweises“ Praktikanten-Publikum hinter sich wußten und ihre infallible Würde profanirt wähnten.

Ich habe in diesen Wochen-Sitzungen mitunter Argumentationen gehört, die nahe an Nestroys Komik streiften. Man denke sich Stadion, den genialen Vorsitzenden und um ihn herum einige Registraturweise Männlein, wie Sperlinge um

einen die Freiheitsflügel laut schlagenden Edelfalken! Unvergeßlich bleibt mir Rath E., lange Zeit absoluter Volksmann, mit seiner bürgerlichen Abkunft kokettirend; als ihm aber bei des Kaisers Anwesenheit in Triest im Platzregen der üblichen kaiserlichen Gnadenformen der eiserne Kronorden als Segenstropfen auf seine Seniornase fiel, stolz und geadelt, gerittert — die alten Tendenzen rein vergessend; unvergeßlich bleibt mir Herr Ritter von E., der dickköpfig Protest erhob gegen Benützung des kaiserlichen Dampfbaggers in einem städtischen Theil des Triester Molo bei dringlichen Rücksichten für Schifffahrt und Handel; natürlich in Anbetracht der Schonung des ärarischen Gutes, was dasselbe ist, als wenn jemand gegen die Benützung ärarischer Spritzen bei dem Brande von Privatobjekten Einsprache erhübe .... Mag die Hose zu Grunde gehen, wenn nur die Knöpfe daran erhalten bleiben!

Ich werde bis an das Ende meiner Tage denken an einen Vortrag des Rathes W. v. G., eines sehr gesetzkundigen, aber dabei nicht minder wunderlichen Kopfes. — Es besteht nämlich eine Vorschrift, daß im Hafen von Triest nach zehn Uhr Abends jeder Lärm auf den dicht vor den

Häusern ankernden Schiffen unterbleibe; ganz besonders ist es hier auf die Hunde abgesehen, deren auf jedem Handelsschiffe gehalten werden. Denn beginnt eine solche Bestie zu bellen oder zu heulen, so stimmen alsbald mehrere Köter den Chor an und die Nachtruhe in der Umgebung ist gestört. Je nach Umständen verfällt der Kapitän eines Schiffes, auf welchem ein Hundestörefried von der Hafenwache betreten wird, einer Geldstrafe von 25—50 fl., die das Hafenamt diktirt. Gegen das Urtheil des Hafenamtes steht der Rekurs an das Gubernium offen. Franz W. v. G. hatte nun das Marine-Referat, und jede Freitagssitzung enthielt dergleichen Rekurse betreffs rebellischer Schiffshunde. Nun behauptete Herr von W. im Vortrag seiner an und für sich im Kern ganz gleichartigen Themen eine so obsolete, stereotype Form, daß schon bei dem ersten Schlagworte eine fröhliche Unruhe durch die Versammlung von uns Jüngeren ging, denn da gab es fast ausnahmsweise humoristischen Schmaus. Dieses Mal hub der Rath, wie gewöhnlich langsam, pathetisch an: „Es war nach der zehnten Stunde, da vernahm die Hafenrunde auf dem Trabacolo Xantippe die Stimme von einem

bellenden Hunde. Der Kapitän wurde nach diesfalls gepflogener Amtshandlung vom Hafenamte zu einem Pönale von fünfzig Gulden verurtheilt, wogegen er an die Landesstelle Rekurs ergriff. Ich bin auf eine Herabminderung des Pönals auf zehn Gulden; denn es ist erstens gegen den Kapitän der Xantippe bisher nichts Nachtheiliges vorgekommen; zweitens hatte es, nach von mir genau gepflogenen Erhebungen damals kaum zehn Uhr geschlagen und drittens war es eigentlich kein Hund, der da bellte. — Stadion, vor Ungeduld zitternd, frug: Also wer war es denn, Herr Gubernialrath! — Es war — Euer Erlaucht — eigentlich kein Hund, sondern nur ein Hündchen — antwortete schmunzelnd Ritter W.

Es leben wohl noch zehn Zeugen, welche das mitgehört. Und mit solchen Kräften sollte der Gouverneur eine Provinz regieren? Stadion biß sich in die Lippen, wir an den kleinen Tischen kicherten, als ob man uns an den Fußsohlen kitzelte .... Es brauchte ein Weilchen, bis der äußerliche Anstand wieder hergestellt war — —

Doch wußte Stadion sich mälig mit einem Kreis von Männern zu umgeben, die ihn erkannten, auf seine Ideen eingingen, und ihm dadurch

in jeder Beziehung näher standen. Da war vor Allem Hofrath Graf Heinrich O'Donnel, eine feinbesaitete vornehme Natur, die auch von den schönen Künsten gerne und mit Geschmack kostete; es ist dies der Oheim des k. k. Generalmajors Max O'Donnel, des effectiven Lebensretters Sr. Maj. des Kaisers Franz Josef am 18. Feb. 1853, von Triest später als Vice-Präsident dem Mailänder Gubernium zugewiesen, im Jahre 1848 daselbst gefangen gehalten, dann aus dem Staatsdienst geschieden. Nachdem der Graf der weltlichen Thätigkeit entsagt, ergab er sich dem St. Severinus-Verein in Wien. — Ferner Graf Johann Waldstein-Wartenberg, der „in allen schönen Künsten heimische", gegenwärtig Obergespann, und Paul Graf Coudenhove, Stadions Jugendfreund, ein sinnig, tiefpoetisches Gemüth — er gab auch ungenannt einen Band Lieder dem Druck — gehörten entschieden zu den Männern des Fortschritts. Coudenhove organisirte und constituirte als Bezirkshauptmann in Hietzing 1850 die erste Gemeinde in Oesterreich und war auch neben der poetischen Begabung als Kreischef in Wiener-Neustadt ein glücklicher Praktiker. Aus der Stadionischen Schule stammen Ritter von Toggenburg, früher Handelsminister,

jetzt Gouverneur in Venedig, der bedeutendste Stylist in der bureaukratischen Welt, den ich kenne, eine vielleicht zu biederbe Tiroler-Natur, aber ein Mann von antikem Charakter, niemals im Dienste mit Launen behaftet. Namen, wie *Hofrath Oettl, Fiedler, Graf Coronini, Jordis, Piccoli* sind in ihren Kreisen bekannt und hochgehalten, sie sind mehr oder minder Jünger Stadions und unter ihm herangebildet. Hofrath Oettl folgte Stadion bereits ins Grab, er war noch im Ministerium des Innern der Vorstand seines Präsidiums; ein Opfer seiner amtlichen Thätigkeit. Man muß ihm unbedingt das Lob eines äußerst geschickten, fleißigen Staatsbeamten geben; aber er blieb nicht frei von allerhand Vorurtheilen und neigte mehr zu pessimistischen Anschauungen. Sonderbar genug verdrossen ihn vom ersten Blick an alle Personen von größerer Körperform, dieweil er selbst eine verkümmert kleine Figur war, und in dieser Beziehung unterordnete er sich völlig waffenlos nur seinem Herrn und Meister Stadion. Er trug wohl manche Bitterkeit aus körperlichem und Familien-Unmuth in's geschäftliche Leben hinüber. Sein umkrustetes Herz verschloß er mehr als gerathen der Milde und Güte, und da sein Einfluß auf Stadion ein

unbedingter gewesen, so darf man ohne Befangenheit manche Härten, die auf den Namen seines Meisters fielen, nur ihm und seiner verbissenen Anschauung zuschreiben. Diesen Nachruf hat ihm ganz vorzüglich Galizien bis heute aufbewahrt, dort galt er als Kakodämon des Gouverneurs und es ist ihm damit unzweifelhaft kein sonderlich Unrecht geschehen. Wer seines Lebens Ende mit angesehen, wie ich, der ihn seit achtzehn Jahren gekannt, der verzieh ihm wohl mit mir. Er verröchelte auf eine wahrlich peinliche Weise (27. Jänner 1856 in Wien).

Um das Ehrgefühl der sogenannten Praktikanten zu befeuern, nahm Stadion auf die von ihnen abzulegenden Staatsprüfungen persönlich Einfluß. Die sogenannte „große politische Prüfung" war nämlich die Bedingung, im praktischen Dienst vorwärts zu kommen und sie durfte nicht vor einem Jahre und mußte vor Ablauf zweier Jahre, vom Diensteintritt des Aspiranten gerechnet, abgelegt werden. Graf Stadion präsidirte dem Examen, welches je nach Umständen mit einem oder zweien Candidaten vorgenommen wurde. Zwei Prüfungs-Commissäre standen dem Grafen zur Seite.

Das Examen recht feierlich zu gestalten, nahm Graf Stadion dasselbe in seinem schönsten Repräsentations-Zimmer vor; so heißen die Gemächer, welche Statthalter oder Minister Namens des Kaisers beziehen und sie aus der Staatskassa meublirt erhalten. Die Candidaten mußten auf dem blauatlassenen Canapee, über welchem des Kaisers Bild hing, Platz nehmen; vor ihnen stand ein runder Tisch; den Candidaten gegenüber saß der Graf, ihm zur Seite zwei Räthe als Prüfungs-Commissäre. Stadion frug sehr gerne selbst, verlangte Antwort in großen Umrissen, klebte niemals an lächerlichen Details, womit über- und aberwitzige Professoren ihren eigenen, längst dressirten Esprit spielen und courbettiren lassen wollen, womit sie den Examinirten verblüffen und aus dem Takt bringen. Stadion übersah die Dinge mit seinem großen Geiste in der Totalität und wollte von seinen Schülern dieselbe Anschauung. Freilich gerieth er darüber mit seinen Flügelmännern nicht selten in Conflikt. Die Prüfung, in dem Beamtenleben der Jüngern natürlich ein Ereigniß höchster Bedeutung, begann meist um die zweite Stunde. Schlag drei Uhr erschien der schwarz gekleidete Haushofmeister des Grafen in

der Thür des Saales und hielt ehrerbietig dort stille, allworauf der Graf den nächsten Abschluß der Rede benützte, die Sitzung aufhob und bemerkte: Meine Herren, es ist Tafelzeit! Sie sind meine Gäste. — Der glücklich Geprüfte hatte nun die Ehre, das Mahl am Tische seines Gouverneurs einzunehmen und die ungezwungenste Conversation machte an demselben ganz und gar die Rang- und Standesunterschiede vergessen.

Ich selbst legte auch unter Stadion mit meinem Collegen Graf Hugo Thurn die Prüfung ab. Sie fiel ganz erträglich zu meinen Gunsten aus, obwohl Thurn die umfassendsten Studien gemacht. Ich erinnere mich noch, wie Hugo mir zuflüsterte als wir zu Tische gingen: „Du bist doch ein glücklicher Mensch! Du hast beinahe nichts gelernt und was man Dich gefragt hat, das hast Du gewußt!"

Unter uns Jüngeren befand sich auch ein kleines, putziges Kerlchen, Rechte beider Doktor — ebenfalls Praktikant. Der wußte nun in seiner Eitelkeit, wohl auch Naivetät auf Alles Bescheid; kein Gegenstand war ihm zu hoch oder zu tief, zu dem er nicht hinan oder nicht hinab gereicht. Der mußte nun nicht selten die Kosten eines

Spaßes bezahlen, den Seine Erlaucht mit ihm zu entriren beliebte; aber der kleine Doktor merkte in seiner glücklichen Sicherheit nicht das geringste und saß regelmäßig fest. Bei seiner Prüfung nun frug ihn Stadion plötzlich ex abrupto, was denn seine Ansicht wäre, betreffs der Einverleibung Krakau's und ob der Fürst Metternich damit recht gethan? — Der kleine Doktor säumte keine Secunde. Ich für meinen Theil, bin ganz und gar nicht mit dem Fürsten einverstanden! — Und Stadion drauf: Das wird dem Fürsten sehr leid thun! schade aber, daß es zu spät, denn geschehen, ist leider geschehen! — Graf Stadion verschmähte es überhaupt nicht, zuweilen sarkastisch zu attaquieren. Unser kleine Doktor aber fühlte sich sehr geschmeichelt und kein Mensch in der Welt hätte ihm beizubringen vermocht, daß Seine Erlaucht lediglich huldreich geruht, mit ihm Ihre Kurzweil zu treiben.

Stadion wußte sehr wohl, daß er mit seinen Anschauungen gegenüber den unterstehenden Organen, denen jede Neuerung sehr unbequem fiel, auf Wiederstand stoße. Er gab das eklatanteste Beispiel persönlicher Aufopferung und erwog ganz richtig, daß, wo die Schrift nicht frommt, das

lebendige Wort nachhelfen müsse. Die Gemeinde-Ordnung beschäftigte ihn schon damals über Alles und sie zu berathen, ging er denn persönlich in die Kreisgebiete seines Gouvernements. Istrien war zunächst ein theures Kind seiner Sorgen. Er verließ die glänzende Hauptstadt Triest, seine Residenz, und kam, als lebendiges Supplement seiner Präsidial-Erlässe in Person nach Pisino. Kreishauptmann Baron von Grimschitz, gewissermaßen seit dreißig Jahren regierender Herr in Istrien, bei jedem Kommen und Gehen in seinem Rayon mit Weihwasser besprengt und von der Priesterschaft mit Glockenklang und vom Civile mit fürstlichen Ehren begrüßt, fügte sich eben nicht allzu willfährig den Novationen Seiner Erlaucht. Es sei gleich hinzugefügt, daß Baron Grimschitz in der That ein geistvoller, äußerst thätiger Kreischef war, der indeß in seiner, auf altgewohnte Routine basirten Thätigkeit, nicht gar so leicht und gar so gerne auf papiernes Commando hin, sich den Szepter aus den Händen nehmen ließ; Stadion wußte das ganz genau und in Würdigung und zugleich Schonung dieses Mannes, kam er denn persönlich um seine Ideen zu beleben und um durch seine allmächtige, persönliche Influenz zu

ermöglichen, woran seine Präsidial-Erlässe nicht selten gescheitert.

So kam er denn, quartirte sich in dem jämmerlichen Neste ein, so gut es ging, brachte seine Küche, sein Tischsilber und was da Noth thut zu Speise und Trank selbst mit und residirte im Istrianer Kreise, als wäre er daheim. Er blieb acht bis vierzehn Tage, lud das Amtspersonale zu sich zur Tafel, die nichts anders war, als eine glänzende Ouverture zu ernsten, wohldurchdachten Besprechungen, womit er zunächst auf die jüngere Beamtenwelt zu influenziren beabsichtete. Dem glänzenden Diner wohnten auch die „Frauen der Herren" bei, nach dem Diner entfernten sich die überflüssigen Elemente und bei Thee und den duftigsten von ihm verabreichten Cigarren, eröffnete er die eigentlichen Debatten über Wohl und Wehe des Markgrafthums; der Kreishauptmann mußte wohl oder übel gute Miene zum Spiele machen und die jungen Kreis-Commissäre und Concept-Praktikanten mußten ins Gefecht; denn ihnen galt eigentlich die Allocution Seiner Erlaucht und der Gouverneur hatte in der That eine Gruppe tüchtiger Männer vor sich. An der Spitze sei des, damals überzähligen, ersten Kreis-Commissärs

Georg Ritter von Toggenburg gedacht; dieser Ritter machte Seiner Erlaucht viel zu schaffen, wurde aber doch von dem gewaltigen Manne überwunden; ihn gewann, wie gesagt, Stadion für seine Sache und mit ihm, denn hinter ihm stand das ganze Kreis-Amtspersonale, die ganze streitbare, regierende Mannschaft.

Das waren die Stadionischen Kreisbereisungen, wie sie in der Administrations-Geschichte der Gouverneure vielleicht einzig und allein als leuchtende Exempel dastehen.

Die Abberufung Stadions von Triest nach Lemberg kam plötzlich und ein allgemeines Bedauern wurde laut über den hereingebrochenen Verlust. Die Vorbereitungen zur Abreise wurden in aller Stille betrieben und es verlautete, der Graf werde am nächsten Mittwoch abreisen. Die sogenannten „Spitzen" der Behörden, ein Ausdruck, den Stadion nie ohne bittern Hohn vernahm oder aussprach, ließen geziemend anfragen, ob sie am Dienstag Abschiedsaudienz haben könnten. Ihrer Anfrage wurde nicht wiedersprochen. Am Montag Abends besuchte mich noch der Graf in meiner Behausung, nahm den Thee ein und entfernte sich um die eilfte Stunde Nachts. Beim Gehen sagte

er: Auf Wiedersehen in Wien! — Mittlerweile hatte Major von Körber, ein werther Getreuer Stadions, in aller Stille Postvorspann kommen lassen, der Wagen selbst hielt in einer dunklen Seitengasse, Stadion setzte sich ein und fuhr um 12 Uhr Nachts von Triest, ohne daß nächst Körber und dem begleitenden Kammerdiener ein Mensch geahnt hätte, der geliebte Landeschef scheide jetzt aus der ihn anbetenden Provinz.

Am nächsten Morgen, das heißt am Dienstag, dem Tage vor der angesagten Abreise Seiner Erlaucht, schon um 9 Uhr sammelten sich die „Spitzen" der Behörden, der Magistrat und was sonst huldigen wollte, in geschwänzten schwarzen Fräcken mit weißer Halsbinde und Weste unter dem Portal des Gouvernements-Gebäudes. Der Beamtenknäuel wurde immer dichter und dichter, der Portier hielt sich wie absichtlich in seinem Glasbehälter und als es endlich zehn Uhr schlug, wo die „Spitzen" der Behörden in den Empfangssaal schreiten wollten, da trat der Portinajo aus seiner Loge und meldete ehrerbietigst: „Der Empfang bei Seiner Erlaucht könne unmöglich heute stattfinden, da Seine Erlaucht bereits um Mitternacht nach Wien abgereist wären".

Die Herren konnten ihren Unmuth nicht überwinden; es gab lautes Tadeln, sehr herbe Worte fielen. In der Stadt selbst, deren eigentlicher Kitt die kaufmännische Welt ist, fand jedoch diese neueste Façon pour prendre congér lebhaftesten Anklang. Stadion hatte die Bürgerschaft für sich. Er selbst frug mich gelegentlich einer flüchtigen Begegnung in Wien, wie denn sein nächtlicher Abzug aus dem Küstenlande in Triest vermerkt worden. Er setzte gleich zur Frage hinzu: „Von Triest und seiner Bevölkerung hatte ich im Stillen bewegten Abschied genommen; den Beamten in ihrer Mehrzahl, meinen und des rationellen Fortschrittes versteckten Feinden, wollte ich die Mühe eines ceremoniellen Abschiedes ersparen, ihnen, aber auch mir. Wozu die Heuchelei? Die Mehrzahl ist froh, daß ich fort bin.· Grüßen Sie mir mein liebes Triest!“ — — —

Noch Eines! — Die Namen: v. Bruck, E. Warrens, v. Schwartzer glänzen auf Stadions Triester Gedenktafel in erster Reihe. Hier ist nicht der Ort, ihre Porträts auszuführen. Das aber steht fest: Stadion war mehr oder minder ihr geistiger Pathe, Freund und Berather, seine Flügel wurden die ihren. Unzweifelhaft eine sehr interessante Trias!

IV.

Stadion in Galizien.

Der Aufenthalt in Galizien gestaltete sich für den Grafen keineswegs so erfreulich, wie im Küstenlande. Seine Berufung dahin fiel freilich in eine stürmische, blutig erregte Zeit. Keine kleine Taktlosigkeit beorderte ihn gerade in's Land, als zwei Hinrichtungen in Lemberg stattfanden und es würde wenig gefehlt haben, so hätte der neue Gouverneur seinen Einzug unter Galgengepränge gefeiert. Er hielt, im letzten Augenblick unterrichtet, so zu sagen, noch vor den Thoren an, und bereiste ehebevor ein paar Kreisämter, ehe er in Lemberg eintraf.

„Es brennt mir wie Feuer unter den Sohlen, um nach Galizien zu gehen," — so hatte der Graf einem Freunde nach Lemberg geschrieben. Obwohl der riesigen Aufgabe, die ihm dort erwartete, bewußt, ging er doch mit freudiger Er-

gebung an das neue Amt; er meinte all' das Gute, was er im Küstenlande gewirkt, auch auf den neuen Schauplatz seiner Thätigkeit übertragen zu können. Aber er war kaum in Lemberg angekommen, als es dem hohen polnischen Adel gelang, den neuen Gouverneur ganz besonders günstig für sich zu stimmen. Man brachte Stadion bei, daß das Beamtenthum in Galizien ohne Ausnahme absolut nichts tauge und der Graf war allzu gläubig in diesem Punkte und that das Seine dazu, durch unkluge Maßregeln das wirklich tief gesunkene Ansehen der Regierungs-Behörden nur noch mehr herabzudrücken. Eine sehr unglückliche Maßregel z. B. war sicherlich jene, Verweise, die er einzelnen Kreishauptleuten zu ertheilen fand, lithographiren und in allen Kreisen vertheilen zu lassen!! Der gute Stern Stadion leuchtete in Galizien nicht über seinem Haupte. Er versprach der polnischen Parthei zu viel, als daß er es hinterher hätte halten können, und die Beamtenwelt hatte er durch eine übergroße Schärfe allarmirt und eher zu Gegnern, als zu Förderern seiner Zwecke gestimmt. Dadurch machte er sich der Feinde an allen Enden. Die durch ihn in Galizien realisirte Robot-Ablösung kehrte die Edel-

leute gegen ihn, die ihrer Verstimmung immer lauteren und entschiedeneren Ausdruck gaben. Als in Lemberg die politischen Wirren zum Durchbruch kamen, mochte den Grafen die nöthige Fassung verlassen haben. Er gab dem Drängen der Studenten, die ihm freilich für den Augenblick auf den Schultern herum trugen, so weit nach, daß er das kaiserliche Zeughaus öffnen und eine Nationalgarde-Bewaffnung bis an die 30,000 Mann zuließ. Man wird nicht irren, wenn man die blutigen Folgen aus jenen Tagen zum Theil auf Rechnung der unzeitigen Zugeständnisse von Seiten der obersten Regierungsgewalt in Lemberg schreibt. Dem Grafen war der Boden unter den Füßen unsicher geworden, und wie es ihn, nach seinem eigenen Briefe zu reden, früher unter den Füßen vor Sehnsucht gebrannt, nach Galizien zu gehen und das Land zu beglücken, so brannte es jetzt unter ihm, das Land zu verlassen. Als er eines Tages von unbekannter Hand ein sehr elegantes Etui zugesandt erhielt, in welchem sich ein — Galgen befand und er in Effigie darauf, da mocht' ihm der Aufenthalt in Lemberg auf das äußerste verleidet worden sein. Man ließ ihn auch von gewisser Seite merken, daß er auf seinem Posten

nicht mehr des Lebens sicher wäre und dies bestimmte auch den Grafen, das ihm zum Wiener Reichstag gegebene Mandat als Deputirter rasch anzunehmen und Lemberg im Handumkehren zu verlassen. Er gab die Civilgeschäfte in des Grafen Goluchowsky Hand, der Graf Hammerstein führte das Militär-Commando.

Stadion hat sicherlich, wie immer, das Beste angestrebt. Daß seine Mittel in erwünschter Form in Galizien nicht immer verfingen, mag in den besonderen Schwierigkeiten seinen Grund haben, welche Land, Leute und Zeitverhältnisse beinahe unüberwindlich entgegenthürmten. Vielleicht hat er selbst zu viel hohe Politik im Lande getrieben und zu wenig der eigentlichen Administration gepflogen. Er erhielt die Provinz dem Kaiserstaat, dessen ist kein Zweifel; die begleitenden Umstände kritisch-historisch zu beurtheilen, mag der versuchen, der den Ereignissen persönlich nahe stand.

Ueber seine Verwaltung Galiziens hat sich der Graf selbst des Ausführlichen ausgesprochen. Es hatte sich nämlich eine angebliche, richtig gesagt, durch sich selbst deputirte polnische Deputation zusammengethan und hatte im Mai 1848 ein Memorandum an die Wiener Nationalgarde überreicht, worin gegen die politische Verwaltung im Lande schwere Anklage erhoben wurde. Die Anklage wurde durch den Druck allgemein bekannt, und Graf Stadion erstattete über dies Memorandum den wohl instruirten Bericht an den Ministerrath mit dem ausdrücklichen Beisatze, daß *auch dieses sein* Dokument dem Druck übergeben werde. *Dieser Bericht* befindet sich in der Nummer 154, vom 3. Juni der Wiener-Zeitung vom J. 1848, einem höchst selten gewordenen Jahrgange.

Graf Stadion hat es nie geliebt, viel Worte zu machen, am wenigsten nahm er die Presse zu Hilfe, um seine Tendenzen zu verlautbaren. Wenn also der Graf öffentlich, durch den Druck zu sprechen, sich veranlaßt fand, so scheint der Moment wichtig genug, um ihn festzuhalten. Wenn Stadion spricht, ziemt es, ihn zu hören.

Ich hebe aus dem sehr umfangreichen Rechtfertigungsbericht zunächst nur jene Stellen heraus,

welche die individuelle Richtung und das politische Glaubens- und Regierungsbekenntniß des angeklagten Mannes charakterisiren. Diese Selbstbekenntnisse scheinen mir für Stadions Biographie von hoher Wichtigkeit.

Der damalige Gouverneur von Galizien schrieb:

„Von dem Augenblicke an, als ich die mir von Sr. Majestät anvertraute Leitung des galizischen Guberniums übernahm, ging mein unablässiges Streben dahin, Einheit und Uebereinstimmung in die Amtshandlungen und das Wirken der galizischen Kreisämter zu bringen; ich habe denselben die Richtung vorgezeichnet, welche mir, so wie ich die Zwecke der Regierung und die Pflichten der Regierungs-Organe aufgefaßt, die geeignetste schien, um das Band des Vertrauens zwischen Volk und Regierung fester zu knüpfen und die Wohlfahrt des Landes thatsächlich zu fördern. Schon als Gouverneur des Küstenlandes habe ich mir diese Aufgabe gestellt, und, verstanden und unterstützt von der dortigen Bevölkerung, die ich als intelligent und loyal kennen und schätzen lernte, hatte ich die Befriedigung, manches Gedeihliche ins Leben treten zu sehen, was vor Kurzem noch als utopischer Traum belächelt wurde. — Des red-

lichen Strebens mir bewußt und dadurch gekräftigt, so wie ermuthigt durch die Ergebnisse im Küstenlande, bin ich in Galizien an die zwar schwierige, aber lohnende Arbeit gegangen. — Was ich wollte und wie ich die Zwecke der Regierung — die keine andern sind und sein können, als die Förderung des intellektuellen, moralischen und materiellen Wohles der Gesammtmonarchie und jeder einzelnen Provinz — zu erreichen hoffte, daraus habe ich nie ein Geheimniß gemacht; das Land und die Regierung weiß es, ich kann es daher füglich unterlassen, schriftliche Belege dafür beizubringen. — War nun ich es, der den untergeordneten Kreisämtern die Richtung, die sie zu verfolgen, in der sie zu wirken haben, vorgezeichnet hat, so ist es auch meine Pflicht für ihre Handlungen, insofern sie meinen Weisungen entsprechen, einzustehen. — Ich bin es, der durch die Klagen über die politischen Regierungs-Organe im Allgemeinen allein angegriffen wird, und ich übernehme um so lieber die ganze Last der Verantwortung, als ich mir meines guten Willens und meiner redlichen Absichten bewußt bin. — Die in den ersten vier Absätzen des Memorandums den galizischen Beamten gemachten Vorwürfe der Feind-

seligkeit gegen die Nationalen, der Scheu vor den konstitutionalen Freiheiten, des Zweifels an der Aufrichtigkeit des Versprechens einer Constitution, des Strebens, der Entwicklung des konstitutionellen Lebens Hindernisse in den Weg zu legen, werden in dem fünften Absatze näher begründet und zwar zuerst mit der Behauptung, daß die Kundmachung der versprochenen Constitution so lange verzögert wurde."

Sieghafter hat wohl Niemand eine freche, lügenhafte Anklage widerlegt, als Stadion. Der Graf schreibt:

„Durch die Gefälligkeit eines Privatreisenden, der Wien am 15. März Abends verlassen hatte, erhielt ich am 18. März ein gedrucktes Exemplar des Allerhöchsten Patentes von oben erwähntem Tage. Ohne irgend eine höhere Aufforderung, ja ohne auch nur abzuwarten, bis das Patent in der Wiener-Zeitung erschienen, nahm ich es auf mich, dasselbe auf der Stelle lithographiren zu lassen, und habe Exemplare davon dem landständischen Ausschusse und Privaten, die mich darum angingen, mitgetheilt. Die Kunde davon verbreitete sich aber durch diese, von mir getroffene Verfügung mit solcher Blitzesschnelle, daß noch am

nämlichen Tage sich Männer zusammenfanden, um eine Adresse an Se. Majestät zu entwerfen und in derselben die Bitten der galizischen Bevölkerung niederzulegen. Am 19. früh lag die Adresse schon dem zusammenströmenden Publikum zur Unterfertigung auf und um 6 Uhr Nachmittags wurde sie mir überreicht. Am nämlichen Tage theilte ich auch jedem Kreishauptmanne ein lithographirtes Exemplar des Patentes mit, und am 20. erschien das Patent in der Lemberger-Zeitung, sowohl in dem deutschen als auch in dem polnischen Blatte. Am 22. März langte der hohe Hofkanzlei-Erlaß vom 18. März d. J., Zahl 9204/827 mit dem Auftrage ein, das mehr erwähnte Allerhöchste Patent förmlich kund zu machen, und am nämlichen Tage war dieser hohen Weisung bereits entsprochen."

Dieser Vorgang charakterisirt mehr als jede Phrase die Freudigkeit des Grafen, womit er die Constitutions-Urkunde empfangen. Wie die erste, schamlose Behauptung, zermalmt er im Verlaufe seiner Rechtfertigungsschrift alle perfiden Anschuldigungen der polnischen Gegner und schließt seinen Vortrag:

„Ich bin zu wenig eitel und wohl auch zu kurze Zeit im Lande, als daß ich mich verleiten

ließe, zu glauben, ich hätte zum Wohle des Landes etwas Wesentliches wirken können; aber des guten Willens und der redlichen Absichten bin ich mir bewußt und dessen bin ich gewiß, daß Niemand im Lande, der redlich denkt, meine Absichten je verkannt hat, nicht einmal die Fertiger des Memorandums. Man mag meine Ansichten billigen oder mißbilligen, über meine Ansichten kann kein Zweifel obwalten; denn was ich that, that ich offen und ermüdete nicht, selbst dem geringsten aus dem Volke die Gründe meines Handelns darzulegen. Ich appelire mit voller Ruhe an das Urtheil des ganzen Landes und bemerke nur, daß, wenn mir ja die traurige Wahl bliebe, auf der Bank des Angeklagten oder auf jener der Ankläger wie die Memorandums-Fertiger zu sitzen, ich mit Stolz mich auf der ersten niederlassen würde, wie ich es hiemit der Regierung und dem Lande gegenüber, als meinem Richter, thue. Auch möge Jeder, dem es am schlichten Verstande nicht fehlt, urtheilen, ob sich derjenige über die Unmöglichkeit der Vertheidigung beklagen kann, dem sogar das Recht zusteht, als Ankläger aufzutreten und ob er die erste behaupten kann, in dem Augenblicke, als er von dem zweiten Gebrauch macht."

„Der 21. Absatz fordert die Entsendung einer Untersuchungs-Kommission nach Galizien und das Central-Comité der Wiener-Nationalgarde will, daß von der Bevölkerung Wiens sechs Individuen, zwei Regierungs-Commissäre und zwei von der galizischen Deputation abgeordnet werden. Mir kommt die Entscheidung nicht zu, ob in einem konstitutionellen Staate die Nationalgarde den Beruf habe, als Staats-Inquisitor zu fungiren; auch ist mir nicht bekannt, daß in irgend einem konstitutionellen Staate den Anklägern das Recht eingeräumt ist, auch gleich selbst die Untersuchung ihrer *Klage zu führen.* Ich beschränke mich lediglich *darauf, die* Versicherung abzugeben, daß ich weder gegen eine solche Untersuchung, noch gegen die Untersuchenden, wer sie immer sein mögen, je Verwahrung einlegen werde. — Ich habe nie und nirgends geheimen Zwecken gedient, ich habe für die Oeffentlichkeit in Interessen der Regiernng und des Landes zu handeln und zu wirken mich bemüht, ich brauche daher auch die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen. Meine Ansichten unterwerfe ich dem Urtheile der Welt, meine Ansichten habe ich stets vor den Richterstuhl meines eigenen Gewissens gebracht, ich bin darüber mit mir in

Reinen und ich kann mit Gleichmuth dem Urtheile der Welt entgegen sehen."

Lemberg, am 13. Mai 1848.

Eine gewisse historische Celebrität erhielt das von der polnischen Partei in Scene gesetzte Manöver, die Ruthenen betreffend. Polen und Ruthenen, (eigentlich Russinen) theilten sich seit Jahrhunderten in den Besitz der Länder; in der neueren und neuesten Zeit war es jedoch dem polnischen Adel gelungen, die Ruthenen immer mehr zu unterdrücken und ihnen die von Kaiser Josef bewilligten Rechte zu verkümmern oder sie ganz zu entreißen. Stadion, der in die Lage kam, diesen schwer vernachlässigten, von den früheren Gouverneuren mit und ohne Absicht ignorirten Zuständen historisch auf den Grund zu sehen, setzte die Ruthenen wieder in Ausübung ihrer Rechte und brachte ihr, der österreichischen Regierung getreues Element zur Geltung. Darauf hin wurde der blödsinnige Passus von der polnischen Partei ausgeheckt und in alle Winde hinausposaunt: Stadion habe die Ruthenen erfunden. Als ob sich eine Nationalität erfinden ließe!? Es erhoben sich

auf einer, wie auf der andern Seite Stimmen und ich lasse hier einen Aufsatz folgen, den ich über die, durch Stadion ventillirte Ruthenenfrage im Jahre 1850, in einem nunmehr völlig verloren gegangenen Wiener Blatte niederlegte. Der Aufsatz erscheint hier, schon um der Ruthenen willen, in einigen Theilen ergänzt und verbessert. Er führte den Titel:

Das neuerfundene Volk.

Der an sich muthwillige Streit über Sein oder Nichtsein der angeblich improvisirten Ruthenen hat sogar die Ehre einer wissenschaftlichen Erledigung erfahren. Es ist nicht lange her, daß die *mit einem pikanten* Schlagworte schnellfertige *Journalistik als Nachhall* einiger Reichstagsredner von bekannter Farbe die Ruthenen als eine Erfindung des edlen Grafen Stadion bezeichnete und die Frage über die Existenz eines Volkes, wie eine Burleske von Mund zu Mund ging.

Wenn nun der erlauchte Graf die Ruthenen nicht erfunden, auch nicht aufgefunden, so hat er doch unstreitig einen großen Antheil daran, daß sie nach der Wiedergeburt des österreichischen Staates in den Märztagen des Jahres 1848 nach den von der Krone ausgesprochenen Worten der Gleichberechtigung für alle Völker, sich eben-

falls vernehmlich und rechtzeitig hören ließen, um ihre seit Jahrhunderten verkümmerten, ja verlornen Rechte wieder zu erhalten, und sich und den Kultus ihrer Kirche zu gebührender Geltung zu bringen. Dadurch, daß sie sich regten, Interessen an Ihrer Nationalität zeigten, bewiesen sie, daß sie leben, wenn gleich zunächst polnische Stimmen ihnen gar zn gern das Grablied gesungen hätten.

Die polnische Zeitschrift „Dzennik narodowy“ fuhr mit schweren Geschütz auf und predigte nach allen Seiten: Es gibt in Galizien keine Ruthenen! — und geschäftiges Echo fand sich schnell, diese tolldreiste Behauptung in alle Winde zur Beirrung des in dieser Sache wenig unterrichteten Publikums hinüberzutragen.

Vor allem aber trat ein Landrath Dobrzansky, gegen die Ruthenen mit einer Broschüre, „die ruthenische Frage“ auf, nichts Geringeres im Sinne führend, als ihnen nicht nur die Gegenwart, die Existenz weg zu demonstriren, sondern auch beinahe alle selbstständige Vergangenheit abzusprechen. Das Resultat, was Hr. D. aus der Geschichte gezogen haben will, wäre ungefähr folgendes. Nach den Zeugnissen der ältesten und

neueren Geschichtsschreiber bildete Ruthenien seit jeher und schon im zehnten Jahrhundert einen Theil des polnischen Reiches. Die polnischen Könige, die das ihnen entrissene Land Roth-Ruthenien wegen innerer Zerwürfniß mit der polnischen Krone nicht einverleiben konnten, haben es doch nicht aufgegeben und suchten, so oft sie freie Hände hatten, eben so durch Belehnung einzelner Fürsten mit ruthenischen, von ihnen zurückeroberten Fürstenthümern, wie auch durch Eheverbindungen mit ruthenischen Fürstinnen ihren Einfluß auf diese Länder zu erhalten. Nach der Vereinigung mit der polnischen Krone genossen die Russinnen ohne Unterschied gleiche Rechte mit den Polen. Der lateinische Kirchenritus war schon im XI. Jahrhundert in Ruthenien eingeführt, und im XII. wurden *lateinische* Bisthümer daselbst errichtet. Die ruthenische und polnische Sprache ist ehemals eine und dieselbe gewesen. — —

Dem Manne, der diesen historischen Roman erzählte, hat sich ein Kämpe gestellt, und der — „ruthenischen Frage" in einer aus der Stauropigianischen Druckerei (Lemberg, 1850, S. 148) hervorgegangenen Schrift eine *ruthentische* Antwort — von bestem Schrot und Korn gegeben.

Wohlthuend ist die Art und Weise, wie diese Einrede erstattet worden, und wie der vergifteten Waffe mit Ruhe und männlichem Ernste der blanke Schild der Wahrheit entgegengehalten wird. Wir aber wollen es uns nicht zur Aufgabe machen, punktweise den Angreifer mit Auszügen aus der erfolgten Beleuchtung zurückzuschlagen. Es genüge zu sagen, daß Dobrzansky mit seiner perfiden Schrift auf dem Felde der wissenschaftlichen Kritik und Geschichte gerichtet, wohl jede Replik unterlassen wird. Von allgemeinem Interesse aber mag eine skizzirte Mittheilung sein, insofern sie die Geschichte, Literatur und den Ritus der Ruthenen und ihre durch Jahrhunderte erlittenen schweren Unbilden betrifft.

Es steht fest, daß Roth-Ruthenien im X. Jahrhundert zu Polen nicht gehörte. Hierüber gibt Nestor, der älteste slavische Chronist, bestimmte Daten, aus welchen hervorgeht, daß Galizien kein polnisches Land und seine Bewohner keine Polen waren. Unter den slavischen Stämmen, welche vor der Ankunft der Warägo-Russen in dem, dem Polenland benachbarten Rothreußen und Wolynien wohnten, nennt Nestor, in der That der Nestor der ruthenischen Geschichte, die

Chorwaten, Duleben, (Buzaner und Wolynier) Ugliczen und Tiwerzen. Nestor sagt ausdrücklich: „Die Slaven kamen von der Donau: der eine Theil derselben setzte sich an der Weichsel fest, und nannte sich Lechen, von diesen Lechen hießen die einen Polanen, und die anderen Lutizen, andere Mazowszaner und Pomorzaner. Der andere Theil der Slaven ließ sich am Dnieper nieder, und nannte sich Polamen (Bewohner der Ebenen) andere Drawlanen, weil sie sich in den Wäldern niederließen u. s. w." Daraus geht hervor, daß der Name Polane ein Ortsname ist, und man daraus auf keine nationale Identität der Dnieper-Polanen mit jenen an der Weichsel schließen kann. Die Bewohner Rothreußens waren übrigens dem slavischen Sprachendialekte nach schon im VII. Jahrhundert von den Polen verschieden. Nach dem Zeugnisse des Konstantin Porphyrogenantes sind die Serben und Chorwaten im VII. Jahrhundert aus der Gegend zwischen der Weichsel und dem Bug nach dem alten Illirien gekommen, woselbst sie sich niederließen, und ihre serbisch-chorwatische Sprache gehört noch jetzt, nach den linguistischen Kennzeichen, zur östlichen Sprachenfamilie, zu welcher die russinische gezählt

wird, und nicht zu der westlichen, der die Sprache der Polen angehört.

Im Anfang des IX. Jahrhunderts lebten die lechisch-slavischen Stämme noch getrennt von einander, ohne gemeinschaftliches Oberhaupt. Erst unter Siemovit (860—890) traten sie vor Gnexno in Großpolen zu einem Staate zusammen, während zur selben Zeit in Kleinpolen ein heidnischer Fürst in Wislica residirte. Zur Zeit des Siemovit kamen die von den Slaven gerufenen Warägo-Russen unter Rurik nach Nowgorod (862). Von da nahm Oteg die Stadt Kiew in Besitz, nannte sich die Mutter der russischen Städte und seit dieser Zeit (nach Nestor) nahmen die Warägen, Slaven und die übrigen Stämme die Namen Russen an.

Dobrzansky's Gegner weist auf Grund historischer Daten nach, daß die Völker, die Rothreußen von alten Zeiten her bewohnten, ursprünglich Slaven waren, aber nicht zum Lechischen Stamme gehörten, daß sie schon damals den russischen Fürsten zinsbar und dem russischen Reiche einverleibt waren, wo die Eroberungen der Lechischen Fürsten kaum über die Weichsel reichten. Lelewels Atlas (Leipzig 1847), der die chronologischen und

genealogischen Tafeln, nebst den geographischen Karten der verschiedenen Zeiträume enthält, liefert auch auf der Karte Nr. 2. Polen unter Mieczyslaw I. im Jahre 992. In jener Zeit liegt zwischen Polen und Rußland ein böhmisches Land, ein Umstand, der zu dem Schluß berechtigt, daß Rothreußen damals kein Theil des polnischen Reiches war und zwar um so sicherer, als erst zu Ende jenes Jahrhunderts die Polen nach Südosten vordrangen.

Der Verfasser weiset mit eben so vieler Gründlichkeit wie Scharfsinn nach, welche Verwirrung in die Beurtheilung der Sache die polnischen *Geschichtsschreiber* gebracht, wie eben die *russischen Angelegenheiten* ihre schwächste Seite sind, und schlägt alle vorgebrachten Argumente nieder, daß die reußischen Fürsten Lehensträger Polens waren.

Ihre Macht, ihre Familienverbindungen, die bedeutende Kultur der Reußen werden zur rechten Geltung gebracht. Es ist nicht zu übersehen, daß die Ruthenen um 269 Jahre früher als die Polen die Buchstabenschrift gebraucht, daß Saroslav 1018 in Nowograd eine Lehranstalt für 300 Zöglinge errichtet. Kiew war die Hauptstadt des ganzen Russenreiches, keiner andern slavischen

Stadt zu vergleichen, mit 400 Kirchen und vielen Reichthümern.

Polen war nur insofern bekannt, als der Weg durch dasselbe nach Kiew geführt. Im zwölften Jahrhundert erhob sich das Fürstenthum Halicz durch blühenden Handel. Das war das goldene Zeitalter der Ruthenen und nicht die Herrschaft ihrer Fürsten, sondern Invasionen der Polen, Tartaren und Lithauer trugen die Ursache, daß dieses Volk später in der Bildung zurückblieb.

Kasimir der Große zwang 1340 das Fürstenthum Halicz zur Unterwerfung; er kam nach dem Tode Boleslaws, Fürsten von Rothreußen, von Krakau nach Lemberg, und plünderte und verbrannte die Festungen und Städte. Bei dieser Gelegenheit die Schwäche der Russinnen sehend, faßte er den Entschluß, das Land dauernd zu erobern. Er nahm das Gebiet von Przemysl, Sanok und Lubaczow ein, und bemächtigte sich endlich der Stadt Lemberg. Nach dem Tode Kasimirs besaß Ladislaus von Oppeln Galizien ganz unabhängig. Im Jahre 1379 vertauschte er das Königreich Halicz an König Ludwig von Uugarn für einige Landschaften, bis es im Jahre 1387 von des Polenkönigs Jagello Gemalin Hedwig neuerdings zurückerobert wurde.

Die Polen und Ruthenen in ihrem lebhaften Emporstreben zur höheren Machtentfaltung kamen indeß bald feindlich an einander. Nach hundertjährigen Kämpfen blieben zwar die Polen Sieger, aber beide Nationen konnten darum nicht in Eine verschmolzen werden, denn abgesehen von der Verschiedenheit der Abstammung und Sprache hatte jede ein entgegengesetztes Element in sich aufgenommen. Die Polen nahmen den christlichen Glauben der lateinischen Kirche und die Ruthenen den der griechischen an, worin auch die eigentliche Ursache der Jahrhundert langen Verfolgung derselben *von Seite* der Polen liegt. Bereits im vierzehnten Jahrhundert hüllte sich die Politik der Polen in den kirchlichen Mantel und während noch im ganzen Westen keine bedeutenden religiösen Differenzen erschienen, war es schon zum völligen Bruch zwischen der lateinischen und griechischen Kirche gekommen. Man begann die griechische Kirche zu drücken, ihre Bischöfe zu vertreiben, die Bojaren und das Volk zu verfolgen, das sich eher seine politische Existenz rauben ließ, als seine religiöse Ueberzeugung. Kasimir verwandelte ruthenische Kirchen in lateinische, und vergab öffentlich Aemter und Würden

nur an diejenigen, welche zur römischen Kirche übergingen. Seine Nachfolger traten die Rechte der Ruthenen noch mehr mit Füßen. Der Adel bat den König Jagello in Lemberg, mit dem Zerstören der griechischen Kirchen und Anwendung von Zwangsmaßregeln zum Uebertritt zur lateinischen Kirche einzuhalten. Trotz seiner Zusage schloß auch er die Bekenner der griechischen Kirche von allen öffentlichen Aemtern aus. Sigmund I. bestätigte Jagello's Beschluß. Die Unbilden stiegen immer mehr; es wurden keine Zeugenaussagen der Ruthenen gegen die Polen angenommen, aber größere Taxen in Amtssachen von denselben gefordert; sie durften im Jahre 1525 zu Lemberg nur in ihrer Gasse Häuser besitzen.

Weiter hatte König Sigmund verordnet, daß sie keine Gewerbe treiben, in keine Zünfte treten, zu denen sie nicht früher gehört, keinen Ausschank halten und kein Tuch nach Ellen verkaufen durften. Und so wurden die Ruthenen nicht nur in Lemberg, sondern auch anderwärts von allem Handel, Gewerbe, Zünften und Aemtern ausgeschlossen. Die schmachvollsten Erniedrigungen gegen die Geistlichkeit wurden angewandt, den Glauben der Väter zu verbannen, und das Volk dadurch

im Polenthum untergehen zu machen. Aber nicht allein die Könige wirkten in so gewaltiger Weise; der polnische Adel machte Gebrauch von schändlichem Verrath zur Vertilgung des ruthenischen Adels. Der letztere wurde im Jahre 1449 unter dem Vorwande einer Berathung nach Przemisl gelockt und dort von Polen ermordet. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß, während ein Theil des ruthenischen seiner Nationalität treuen Adels in den Kriegen fiel oder seiner Güter beraubt verarmte, der andere Theil von minder starkem Charakter, um sein Hab und Gut zu behalten, den griechischen Ritus verließ, polnische Sitten annahm und die Sprache seiner Väter tauschte. Dessenungeachtet hat jedoch der Rest des ansehnlichen Adels bis zum siebenzehnten Jahrhundert Vereine unter sich gebildet und ist zum wechselseitigen Schutz der Sprache und des Ritus in kirchliche Bruderschaften zusammengetreten.

Nachdem der Verfasser gezeigt, wie die bedeutenden Güter der ruthenischen Kirche sogar der Krone zugeschlagen worden, wie man die Dekrete des päpstlichen Stuhles in der Ausführung vereitelte, stellt er den Toleranzeid der polnischen Wahlkönige in das rechte Licht, und bezeichnet ihn mit

Recht als Hohn der Wahrheit, wie als Schwäche der königlichen Gewalt und erhärtet seine Angaben mit Belegen und Werken vaterländischer Schriftsteller.

Daß den Ruthenen die Konstitution vom Jahre 1620 unter Sigmund III., von 1635 unter Wladislaus IV. und die von der russischen Regierung im Jahre 1768 diktirte nichts gefrommt, wird stichhältig auseinander gesetzt und im weiteren Verfolge die Stellung des ruthenischen Adels und Bauers in den folgenden Zeitläuften der Geschichte entwickelt.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Belege, die aufgeführt werden, zum Beweise, wie der Ruthene nicht nur seine Sprache gewahrt, sondern auch alte Denkmale seiner Literatur bis zum vierzehnten Jahrhundert erhalten hat. Wladimir der Große war für die Sänger Rußlands das, was Artus für die Sänger des westlichen Europa. Uralte Gesänge von den Thaten der Helden, deren Trümmer der Vernichtung entgangen, machen unzweifelhaft, daß auch die Ruthenen ihre Troubadoure gehabt. Zu den schätzbarsten poetischen Denkmälern jener Zeit in ruthenischer Sprache rechnet der Verfasser das Heldengedicht Igor

(Igors Zug gegen die Polowcer), ausgezeichnet durch Kühnheit, Kraft und Anmuth sowohl in Idee als Form. Weiter werden als Schriftsteller von Belang bis zur Vereinigung mit Polen genannt: Lukas Zyriata (gest. 1059); Nestor, der Vater der ruthenischen Geschichte (gest. 1111); Basilius Silvester Riphont, Johann Timothei, Nikiphor (gest. 1121); Wladimir Wscwolodovicz Monomach, Großfürst von Rußland (gest. 1125); Daniel Simon (gest. 1226); Polykarp Kyrill (gest. 1281). Das russische Recht (prawda ruska) gilt als das wichtigste Denkmal der russischen Literatur aus den Zeiten Jaroslaws (1018—1054), Chronisten vom Jahre 1233 führen in ihren Werken Stellen aus dem Homer an, von dem man in West-Europa kaum eine Kenntniß hatte.

Im Jahre 1568 erschien zu Wilno das lithauische Statut. Somit hatten die Ruthenen zu einer Zeit, wo sich die Polen nothdürftig noch einer fremden Sprache bedienten, in ihrer eigenen ihr eigenes Kirchenrecht in der Kormczaia kinga (das ist Romokanon) und zwei bürgerliche Gesetzbücher, nämlich die Prawda ruska und das lithauische Statut. Die erste ruthenische Bibel

von F. Skorina erschien schon im Jahre 1517 bis 1519, die polnische erst im Jahre 1561. — Nach den Zeugnissen der gelehrten Welt, darunter Schafařik obenan, stand das Reußenland ehemals auf einer höheren Stufe der Kultur, als die meisten übrigen Länder Europa's. Dadurch jedoch, daß der polnische Staat nicht nur nichts zur Entwicklung, wohl aber alles zur Unterdrückung der ruthenischen Nationalität gethan, mußten die schönen nationalen Anlagen und Kräfte verkümmern. Da man Schulen und Kirchen einstürzen ließ, Güter und Vermögen entriß, den ruthenischen Adel mit Gewalt und Schlauheit seinem Volke entzog und polonisirte, so ist es begreiflich, daß der übrig gebliebene Rest des Volkes sich auf den Zustand materieller Ohnmacht und politischer Nullität reduzirte und dadurch auch die Sprache selbst vernachlässigt wurde.

Man muß in der That das Wagniß der Widersacher der ruthenischen Nationalität, die ruthenische Sprache für einen Provinzialdialekt der polnischen Sprache zu erklären, für eben so absurd, als dreist erklären. Der Wahrheit gemäß hätten die Polen sagen können, daß sie die polnische Sprache für die des Adels, der gebildeten Welt,

und die ruthenische Sprache für die des Bauern geltende betrachtet haben. Nach den Belegen für die selbstständige, eigene Literatur der Ruthenen bedarf es nicht erst der Bezugsnahme auf Autoritäten, wie Dobrowsky, Schlözer, Wohlokow, Kopitar, Kollar und Schafarik; auch der minder Gebildete weiß, daß man Provinzialismen oder ein Patois nicht nach gramatischen Grundsätzen lehrt, daß in solchen Lokalvarinten wohl Volkslieder, Schwänke u. s. w. geschrieben werden, aber nicht Gesetze und Geschichte.

Als das Land (1771) unter die österreichische Regierung kam, hat diese den Bedrängnissen der ruthenischen Nation Grenzen gestellt. Durch die österreichische Gesetzgebung wurden die Ruthenen zuerst in den Besitz der persönlichen und sachlichen Rechte gebracht; ihre Verhältnisse gegenüber den Grundherren wurden geregelt, und die frühere schrankenlose Willkürlichkeit hatte denn doch gewisse Endpunkte.

Das Landvolk und die Geistlichkeit des griechischen Ritus bildeten eigentlich die ruthenische Nation und die Geistlichkeit ist gewissermaßen die eigentliche Trägerin und Vertreterin der ruthenischen Nationalität. Die nächste Frage der

Regierung ging daher auf die Bildung der Geistlichkeit und die thunliche Ausbesserung ihrer Subsistenz. Zum Behufe der Bildung wurde schon unter Maria Theresia ein Generalseminarium in Wien für sämmtliche Candidaten des griechisch-unirten Ritus gegründet und wurden mehrere Stiftungsplätze für die Ruthenen bestimmt. Diese Stiftung, unter dem Namen Barbareum, mit einer dazu gehörigen Pfarrkirche, besteht noch heute in Wien, zwar unter den geänderten Bestimmungen als eine höhere Bildungsanstalt für die Candidaten des geistlichen Standes des griechisch-katholischen Ritus. — Kaiser Joseph II. hat das Barbareum als Generalseminar aufgelassen und ein Generalseminar in Lemberg errichtet; eine weitere Begünstigung unter diesem Fürsten war die, daß für die ruthenischen Candidaten geistlichen Standes an der Universität zu Lemberg die philosophischen und theologischen Vorträge in der ruthenischen Sprache gehalten werden mußten, welche Vorschriften bis 1808 in Geltung blieben, bis dann wieder die lateinische Sprache in allgemeine Uebung kam und solchergestalt bis 1848 in ihrer Geltung blieb. — Was die materielle Verbesserung der ruthenischen

Geistlichkeit betrifft, so hat Kaiser Joseph II. einen allgemeinen Religionsfond gebildet, aus welchem dieselbe die zur Congrua mangelnden Bezüge erhielt. Auch die Deficientenaushilfe und andere dringende Bedürfnisse fanden in diesem Fond ihre Deckung.

Die Ruthenen, seit sie unter österreichischen Fürsten, petirten stets um Hebung ihrer Sprache und um Einführung derselben in den Volksschulen. Kaiser Franz erließ im Jahre 1818 eine Entschließung diesen Falls, die aber, wie so manches Andere, gegen die Intention des Kaisers im Lande nicht im vollen Ausmaß zur Ausführung kam. Die Pflege der Sprache konnte sich nur auf den engeren Kreis der Pfarrschulen und auf den Privatfleiß beschränken; ungeachtet dessen erschienen einige literarische Produkte in der Oeffentlichkeit, bis endlich das Jahr 1848 und zwar Stadions starke Hand die Ruthenen von ihrem gewaltsam niedergepreßten, elenden Standpunkt hob, sein Mund dreien Millionen Menschen moralische Stärkung angedeihen ließ und ihrem Verlangen nach nationaler Geltung die Gleichberechtigung zusprach!

Das sind die nach blödem politischem Witze vom Grafen Stadion „erfundenen" Ruthenen!

Die Schlußbetrachtung über dies Volk gibt folgendes Resultat. Unter der polnischen Herrschaft galt das heutige Ost-Galizien als ruthenisches Land (Wojwodstwo ruskie, czerwena Rus, schlechthin Rus). Dann aber galt Galizien überhaupt als Polenland, und dadurch wurde der Name des Volkes verdrängt. Die polnische Partei wußte besonders im ruthenischen Galizien Konzessionen zu gewinnen, wodurch die Ruthenen immer mehr an Terrain verloren. Man muß den Umstand im Auge behalten, daß der Losreißung der Provinzen vom österreichischen Kaiserthum vorzüglich die ruthenische Geistlichkeit im Wege stand, und deßhalb die polnische Partei Alles anwandte, sie zu verderben. Nichts blieb unversucht, um die Jugend (die Zöglinge des Lemberger Seminärs) zu überreden, daß sie polnisch sei, daß sie für die glanzvolle Herstellung Polens zu wirken habe, daß sie das Ruthenenthum, als Hemmniß der Kultur und Freiheit nicht nur nicht fördern, sondern bekämpfen müsse. —

Und, wir wiederholen es, ein so blöder, von der polnischen Partei ausgehekter Witz von dem „neu erfundenen Volk" unter der Patronanz des Grafen Stadion fand in der Tagespresse sein geschäftiges und gefälliges Echo!

Was wäre wohl auf dem Markt des Tages so dumm gewesen, daß es unter gewissen Verhältnissen seine Propheten nicht gefunden hätte!?

Man mag über die Amtswirksamkeit des Grafen Stadion in Galizien wie immer raisoniren, so ist doch die Robot-Ablösung im Lande auf seinen Impuls hin erfolgt. Und diese That wiegt um so mehr, als man sagen darf, daß eben die Robot-Ablösung in Galizien den primitiven Anstoß zu den Grund-Ablösungen in den andern Kronländern gegeben hat. Sein Wort hatte den alten Bann gelöst, er hatte wieder für den Bauer gesorgt.

Sein Augenmerk richtete er auch in Galizien auf Volksunterricht, Schule und Straße. Daß nur geringes effectuirt wurde, lag in der Unzulänglichkeit der Mittel, in der absoluten Unmöglichkeit, sie zu beschaffen. Es war eine böse Zeit, und diese völlig zu bewältigen, mochte überhaupt außer aller menschlichen Berechnung liegen.

V.

Persönliches und Aeußerliches.

Stadion war von hoher schlanker Gestalt, ebenmäßig und wohlgeformt, nur die Arme und Beine erschienen in seiner knappen Gewandung etwas zu gestreckt. Die Gesichtsbildung war auffallend schmal, jedoch nach der Stirne zu bedeutend breiter, die Stirne selbst sehr hoch gewölbt, das Haupt mit einem leichten Kranz von feinem, braunem Haar bedeckt, die Glatze nicht mehr zu verbergen; Augen wasserblau, die Backenknochen etwas hervorstehend, die Nase nicht antik noch banal, aber selbstständig charakteristisch, die Lippen etwas aufgeworfen. Hände und Füße von feiner Distinktion, sorglich gepflegt und gehalten. Mit Ausnahme der charakteristischen Nase verrieth im Angesicht nichts den blaublutigen Herrn. Eben so wenig konnte man den Kopf im Allgemeinen geistreich nennen; gerieth aber der Graf in den Fluß

der Rede, so zuckte und blitzte es in den Augen, die Backenknochen, die Mundwinkel geriethen bald rechts, bald links in eine fast krampfhafte Bewegung und diese manchmal beinahe unheimlichen Zuckungen konnte man auch wahrnehmen, wenn den Grafen ein Thema besonders beschäftigte oder wenn er einem anregenden Gespräch aufmerksam zuhorchte. (Porträt aus dem Jahr 1843.)

Seine Rede war keineswegs wohlgeordnet oder fein gesetzt; er liebte es in zerstückten Formen sich auszusprechen, kurz, aber deßhalb nicht immer bündig und dabei nahm er häufig eine Priese schärfsten Tabakes, den er in einem schmalen Damendöschen bewahrte und mit eiserner Consequenz in der linken Westentasche trug. Stadion war zuweilen, besonders in Erregung, nicht frei vom Stottern, ja bei heftiger Bewegung blieb er wohl auch manches Wort schuldig. Sichtlichermaßen suchte er diesen Zungenfehler zu beherrschen und zu bergen, wo es nur anging. — Seine Handschrift glich in vielen Theilen seiner Rede. Er wußte korrekt zu schreiben, gab aber der Form nicht immer das ihr gebührende Recht. Er schrieb rasch mit kurzen gedrängten Zügen, die Buchstaben in schräger, aber konsequent gehaltener Linie, ohne alle geniale

Unordnung, aber auch ohne wesentlichen Unterschied von Haar- und Schattenstrich, von großen oder kleinen Anfangsbuchstaben, oder von den Interpunktionszeichen überhaupt. Er arbeitete selbst, sehr fleißig, und wichtigere Erlässe flossen ganz aus seiner Feder. Ein Autograph von Stadion gehört nicht zu den Seltenheiten, ungeachtet er ein Feind der Vielschreiberei war und jenen Amtsvorstand für den besten hielt, der im Geschäftsprotokoll die wenigsten Nummern aufzuweisen hatte. Den Vorstand von Castelnuovo, Herrn von Schiwitzhofen pries er darum, weil aus seinem Bezirke die wenigsten Rekurse an das Gubernium gelangten. Autographe eines seiner Nachfolger in Triest, des Grafen Gyulay kommen dagegen kaum vor.

Stadion trug sich äußerst einfach. Die Kammerherrn-Uniform, der Geheimrathsfrack — gelangten nur in den dringendst gebotenen officiellen Anlässen zum Vorschein. Daß Stadion einen Orden besitze, wußten die Leute nur aus dem Beamten-Schematismus. Vor allem zuwider blieb ihm der französische Frack, den er mied, wo er konnte, und in der That hatte sein Frack, wenn er bei ganz festlichen Gelegenheiten schon in dieses Gewand schlüpfen mußte, den Schnitt von zehn Jahren zurück. Ein

eng anschmiegender dunkelgrüner Leibrock und dunkle Beinkleider bildeten seine übliche Gewandung; die erbsengelbe Piquetweste behauptete, wo's nur anging, ihren Platz, ebenso die schwarze Cravate. Er gab sich mit diesen Farben gelegentlich als „schwarzgelber Staatsmann" zu erkennen. Die grüne Farbe ist nämlich jene der Staatsuniform in allgemeiner administrativer Beziehung. — Sogenannte Sommer-Toilette besaß der Graf gar nicht; weiße oder Nankinstoffe blieben ihm unter allen Umständen fern. In der größten Hitze, bei dreißig Graden und darüber, machte Stadion in den Mittagstunden Promenaden nach den hochgelegenen Villen vor Triest, Promenaden, die mit kurzer Unterbrechung vier bis fünf Stunden in Anspruch nahmen, im eng geschlossenen Leibrock mit dicken Beinkleidern von englischem Struck. Ich begleitete ihn einmal in die Villa Brigido und äußerte meine Verwunderung über sein Costume. Er belehrte mich, daß wenn man einen Feind habe, man vor ihm Thor und Thür schließen müsse; nun sei hier die große Wärme der Feind, und da schließe er denn seinen Körper so gut als es gehe mit kompakten Stoffen ab. — Eine Praxis, welche die ungarischen Pußta-Bewohner in gewisser Beziehung ebenfalls üben.

Der Sinn des Grafen ging im allgemeinen stets nur auf das Nothwendige; er mied alles Ueberflüssige. Er besaß kein Hauskäppchen, keinen Schlafrock, keinen Pantoffel. — Wenn ich aufstehe, sagte er mir, stehe ich auf um zu arbeiten, und dazu brauch ich weder Schlafrock, noch Pantoffel, ich kleide mich an; wenn ich nicht arbeiten will, so bleibe ich im Bette liegen. — Um so mehr fiel mir in seinem Schlafkabinete die Unmenge von Flaçons, Tiegeln, Salben, Odeurs, Creme, Nägelfeilen auf, die prächtig zum Dienste der verlockendsten Pariser Grisette getaugt hätten. Seiner weißen, schönen, langfingerigen Hand pflegte er mit entschiedener Sorgfalt; wozu er aber all' die cosmetischen Mittel verwendete, ist mir ein Räthsel geblieben, an dessen Lösung ich um so mehr dachte, als der Graf bei einem Besuche Pisino's die ganze Armada seiner Cosmetica, etwa dreißig bis vierzig Stücke mitbrachte und auf einem Tische in seinem Schlafzimmer ausbreiten ließ. —

Ein Mann, der seine Zeit mit großen, gewaltigen, ernsten Ideen erfüllt, der nur nach erhabenen großen Zielen trachtet, der liebt es doppelt, in den minutenlangen Episoden seines geistigen Pausirens bei den wunderlichsten, mitunter als

kindisch erscheinenden Zerstreuungen einzukehren. Der ernste Stadion war der scurrilsten Dinge fähig und wer ihn aus solchen Zwischenspielen beurtheilen wollte, ginge meilenweit fehl. Indeß gehört es bei Schilderung großer Männer wesentlich dazu, sie auch, wenn man den Ausdruck gelten lassen will, im geistigen Schlafrock zu sehen, den seidenen vermissen wir bei Stadion ohnehin. Man stößt in Stadions Leben auf Charakterzüge, auf humoristische Impromptues, auf Vorkommnisse, die so ganz außer Art und Form, so weitab von den üblichen Wegen liegen, auf denen Staatsmänner zu wandeln pflegen, daß ehrsam praktische Menschen in ihm nicht selten einen Sonderling sahen und es auch nicht an gar spitzen Bezeichnungen fehlen ließen. — Meine vortreffliche Mutter konnte sich bei aller Reverenz für die Excellenz und Erlaucht bei einem Besuch auf Schloß Straßnitz, wo ich regelmäßig meine zweimonatlichen Schulferien zugebracht, nicht enthalten, dem Grafen Stadion mit einem ganz ergebensten Knixe naiv zu bemerken: Euer Erlaucht belieben so eigenthümlich zu scherzen und so wunderliche Dinge zu reden, als ob Sie noch ein — Student wären! — Stadion lachte ganz unbändig über den un-

willkürlich laut gewordenen Freimuth meiner treuherzigen, sonst vielbescheidenen Mutter und ich selbst habe diese Erinnerung aus meiner Knabenzeit mit aller Frische bewahrt.

Schon in seinen jüngeren Jahren als Gubernial-Sekretär liebte er ganz aparte, originelle Späße, darunter seine Hunde-Wurst-Soiree gewiß obenan zu stehen verdient. Er gebot nämlich eines Tages zu Innsbruck alle Hunde seiner Freunde zu sich; ihren Besitzern war es freigelassen worden, die grotesken Scenen ihrer Vierfüßler zu besehen. Als nun die Hunde beisammen waren, an die dreißig Stück Köter aller Art, wurden sie in den Salon des Grafen hineingetrieben. Der Salon war so viel als möglich von dem Mobiliare befreit worden, um darin desto freier sich bewegen zu können. In den entgegengesetzten Ecken des Salons waren zwei handfeste Diener postirt, die sich auf Stühle stellten. Sie hielten in den Händen die Enden eines Strickes, der durch das ganze Gemach ging. An diesem Stricke aber, an Bindfaden befestigt, hingen in einer gewissen Symmetrie, wie Fransen, die verlockendsten, sündigsten Würste, die wohl auch Menschenkinder zu schmunzelndem Behagen verleitet hätten. Man

ließ den Hunden Zeit, sich zu orientiren, complentativen Vorgeschmack zu pflegen, denn es handelte sich heute um nichts Geringes in ihrem Hundeleben. Sie blickten auch Alle, andächtig auf den Hinterbeinen sitzend, nach Oben, tiefstill, starr, wie verglast. Da, auf ein vom Grafen gegebenes Zeichen brachten die beiden Diener auf den Stühlen den wurstgarnirten Strick in langsame Schwingungen, jedoch immer in solcher Höhe, daß die Hunde nur den Parfum der Würste verspüren konnten; sie schnopperten und schnappten gierig und immer gieriger hinan, aber immer entschwand ihrem Sehnen und ihrer Schnautze die Wurstgarniture an dem unbarmherzigen Strick, der bald tiefer, bald höher auf und nieder schwankte und zum appetitlichsten Fraße einlud. Diese mobilen Wurstcolonnen mochten die hungerentflammten Bestien zur Desperation gereizt haben; die dreißig Hunde schwenkten in regulären Reihen nach den hängenden Gärten ihrer Phantasie, bald vorwärts stürmend, dann wieder retirirend, je nachdem der Strick seine Wendung genommen; ihre Schnautzen mochten immer trockener, die Schwänze immer gespitzter worden sein: da ertönte mit Händeklatschen das Signal, der Strick senkte sich in Ergebenheit bis zu einer Tiefe, wohin das Fassungs-

vermögen der eingeladenen Vierfüßler langen konnte und die dreißig Köter hatten ihre dreißig Würste beim Zipfel! — —

Meiner Treu! diese Szene hatte etwas vom niederländischen Styl an sich ... Der edle Graf gefiel sich auch später in manchen Absonderlichkeiten. Als Gouverneur in Triest beliebte es ihm einmal, zum Souper zwölf Damen aus der Crême, ob aus blauem oder orientalischem Blut, galt ihm gleich, zu sich zu erbiethen, wohlgemerkt: mit Ausschluß ihrer Herren Gemahle. Das konnte eben nur Stadion versuchen; die Damen erschienen, auf das feinste bewirthet und auf das ceremoniellste verabschiedet.

Hatte der Graf petit comité bei sich, dann war die Art und Weise des Empfanges die liebenswürdigste, die man sich denken kann. Im großen Saale waren an zwanzig bis dreißig Tischchen abgesondert aufgestellt, feinstes Mahagoni, unbedeckt von Leinenzeug; das eleganteste Porzellan, das reichlichste, schwerste Silber darauf, je bei einem Tischchen vier bis sechs Personen, immer Elemente, die sich suchten und ergänzten. Dann war jegliche Bedienung von Seite der Domestiken ausgeschlossen. — Der Graf sagte: Ich mag nun nicht

immer die Maulaffen von Bedienten ringsherum; die Leute hören halbe Worte, verstehen sie nicht und tragen den Unsinn in der Stadt herum. — In der Hauptthüre, hinter der Portière, stand der Haushofmeister, der von den auswärtigen Bedienten die Schüsseln übernahm, sie dem Grafen zulangte, der dann seinerseits theilweise uns jüngeren Beamteten die Silbergeschirre überließ und mit uns um die Wette den anwesenden Gästen servirte. Ich, als ein derber Geselle, hatte zumeist die Aufgabe, die schwersten Tafelgerichte, Seefische vom gewichtigsten Kaliber, herumzutragen, und wir Alle unterzogen uns dieser Mission mit gleich freudiger Bereitwilligkeit. — Ich habe niemals ungezwungenere, köstlichere Heiterkeit in einem hoch aristokratischen Salon walten gesehen und niemals wurde der wahrhaft guten Sitte dabei auch nur ein Haar breit Abbruch gethan. Dergleichen Originalität fand eben nur unter Stadion Platz und Jeder, der an diesen kleinen Gesellschafts-Abenden Theil genommen, wird noch heute derselben mit einem ganz eigenthümlichen Behagen gedenken. Niemand hatte bei all der Freiheit in der Bewegung auch nur Eine Sekunde vergessen können, daß Seine Erlaucht der Wirth waren und seine dienstthuenden Ca-

merieri seine bevorzugten Gubernialbeamten. Nichts gerieth aus Rand und Band und wohl nie hat ein Grandseigneur besser verstanden, für seine Person herkömmliche Formen zu überspringen und doch jeden Einzelnen vor sich in der gemessensten Form zu halten.

In der Gesellschaft galten ihm Alle gleich; der einzig richtige Grundsatz, welcher die Gesellschaft wahrhaft zu würzen, zu animiren und warm zu erhalten geeignet ist. Ich selbst habe mit dem Onkel des ermordeten Vladika von Montenegro, mit dem damals regierenden Pietro Petrovitsch zum öfteren bei Stadion Billard gespielt, während Stadion und sein Präsidial-Vorstand Oettl die Ballen besorgten und aufstellten. Dafür hingen wir Jüngeren an unserem Herrn und Meister mit wahrer Liebe und Verehrung; die älteren oder alten wiederhaarigen Beamten seines Guberniums waren niemals zu den Soireen geladen, und damit war ihnen indirekt jede Vernachlässigung erspart.

Gewisse Härten und schroffe Aeußerungen konnte man nicht selten an Stadion wahrnehmen. Sie werden seiner Jugend-Erziehung zugeschrieben. Es war ihm aber mit der äußersten Strenge selten Ernst. Ihn beherrschte mitunter die schwarze

Minute und da mußte man ihn gewähren lassen; dafür aber hatte schon die nächste Minute wieder der Güte den Weg offen gehalten. Um nur Eines amusanten Falles zu erwähnen! — Sein Leibjäger, selbst präpotent, glaubte sich beim Meldungsamt der k. k. Polizei-Direktion in Wien durch den amtirenden Oberkommissär ungehörig behandelt. So ein Leibjäger trägt unter Umständen den hohlen Kopf höher, als sein allmächtiger Gebieter. Der Leibjäger brachte nun bei Stadion die Beschwerde vor und Stadion ließ den Polizei-Direktor kommen. — Was haben Sie da für einen Flegel im Meldungsamt? daß Sie mir den Menschen gleich wegjagen! — Polizei-Direktor B., die Liebenswürdigkeit und Humanität selbst, versetzte den sehr braven Beamten in ein anderes Departement und interpretirte den Befehl des Ministers auf diese ganz praktische Weise. — Stadion war später damit vollkommen zufrieden, nachdem er nicht versäumt hatte, des nächsten Tages sich zu erkundigen, ob seinem Auftrage Genüge geleistet worden.

Im Bureau liebte er es, wenn zwei Referenten zusammen kamen, wohl auch von Beiden Mittheilungen gleichzeitig entgegen zu nehmen. Wollte der Eine dem Andern nachstehen und seine

Rede beschränken, so bemerkte Stadion: Reden Sie, meine Herren! ein Minister muß sich Manches gefallen lassen! — Und dabei hatte er noch Aktenstücke vor sich liegen und gab denselben sein „Expediatur.“ Das heißt also dreien Herren dienen und ich will es unerörtert lassen, ob man gleichzeitig an drei Orten geistig anwesend sein kann, wenn gleich schon aus dem grauen Alterthume Kunden von großen Männern in diesem Sinne auf uns überkommen sind.

Man kann unbedingt Stadion einen populären Mann seiner Zeit nennen, wenn er auch persönlich niemals nach sogenannter populärer Gunst abzielte. Darin unterschied er sich z. B., um ein pikantes Beispiel anzuführen, ganz wesentlich von dem verehrlichen Feldmarschall Grafen v. Radetzky. Der Marschall besuchte nämlich eines Tages die Kriminal-Arreste in Verona; natürlich standen die, in schweren Eisen sitzenden Sträflinge, bei seinem Eintritt auf. Radetzky aber, in seiner Alles umfassenden Bonhommie, hatte auch hier ein freundliches Wort in Bereitschaft und hielt die merkwürdige Allocution: Ich bitte, meine Herren! bleiben Sie nur sitzen! — Gewiß, der Marschall war ein sehr höflicher Mann! — So viel ich weiß, ist

dieser in ihrer Art einzigen Ansprache niemals in der Oeffentlichkeit gedacht worden. — Mir selbst reichte der Marschall, als ich ihn in der k. k. Hofburg in Wien zum ersten und einzigen Male besuchte, zum Dank für meinen „Soldatenspiegel," mit dem ich seiner italienischen Armee an die zwölf Tausend Gulden C. M. baar zugeführt, die rechte Backe zum Kusse. Ich habe diese Quasi-Accolade immer hoch gehalten und sie ist nur durch Ein Ereigniß überwogen worden, als nämlich die Mutter Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph, Frau Erzherzogin Sophie mich durch Frau Fürstin Friederike Auersperg zu Sich befehlen ließ und mir in Ihrem höchst geschmackvoll mit braunem Sammt garnirten, mit prachtvollen exotischen Gewächsen belebten Schreibzimmer in der k. k. Hofburg in Wien Ihr ganz besonderes Wohlgefallen über mein aus Anlaß des 18. Februar 1853 geschriebenes Büchlein „Stimmen des Volkes" aussprach. Ich erfuhr durch den Mund der durchlauchtigsten Frau, daß Sie mein Gedicht am Krankenlager „Ihrem Sohn, Ihrem Kaiser und Herrn" vorgelesen und Exemplare der „Stimmen des Volkes" Höchstihren Schwestern nach Dresden und Berlin gesandt. Diese Erinnerung wiegt um

so schwerer in mir, als Ihre kaiserliche Hoheit diese Audienz aus eigener Motion veranlaßten, zumal ich selbst kein Exemplar dem Hof vorgelegt hatte. —

Diesen „Dank einer Mutter“ hat damals keine Zeitung ausgeschwatzt, ich behielt das Ergebniß für mich und schwatze erst jetzt in grauen Jahren beiher meine lichten Erinnerungen aus ....

Stadion gab gern und mit vollen Händen. Jedoch war und blieb er ein Feind aller Publikation von milden Gaben und verweigerte eher seinen Beitritt, um sich nicht als „großmüthigen Spender“ auf dem Markt proklamirt zu sehen. Er unterstützte die Armen ungesehen, ungekannt, geräuschlos; oft wußten die Betheilten nicht, aus welchem Himmel die Geldgabe auf sie herabgefallen. — Stadion war in der That ein vornehmer Herr in allerschönster Bedeutung des Wortes; er duldete nicht den Kuß des Empfängers auf der gebenden Hand.

Als Gouverneur hielt der Graf im besten Sinne des Wortes ein Haus, seiner und des von ihm begleiteten hohen Postens vollkommen würdig.

Sein Vermögen war ein sehr bescheidenes, er hatte es auch bis zur Erschöpfung zugesetzt. Die sogenannten „Tafelgelder", welche Minister und Statthalter jährlich in einer Summe bis 8000 fl. bezogen, um an gewissen Tagen Feste zu celebriren, den Namenstag des Kaisers u. dgl. — was gewissermaßen amtliche Eigenschaft und Obliegenheit — die sogenannten Tafelgelder, welche von vielen andern Großwürdenträgern bis auf den Pfennig in ihre Privatsäckel eingesteckt wurden, sie reichten bei Stadion nicht zum geringeren Theile zu. Da war Alles im Style eines Grandseigneurs, man befand sich in der That bei dem Repräsentanten des Kaisers. Die Ritter aus alter Zeit im Harnisch sind andern Calibers als jene neuesten Datums. Ein gemachter großer Herr ist wie eine mit Farben angestrichene Salzburger Holzpuppe; ein geborner großer Herr lebt und webt in Fleisch und Blut. Wir haben Minister gesehen, die ihre Pauschalkerzen selbander nach Hause fuhren; das geht nicht an. Zum Monseigneur gehört ein angeborenes Talent, sonst guckt der knauserige Parvenue aus allen Winkeln. Es ist Etwas um einen gebornen Grandseigneur — die Schabracke allein thut's nicht . . .

Die gewöhnliche Tafel bei Stadion währte

sehr kurze Zeit, etwa drei viertel Stündchen. Alles trefflich servirt, nichts überladenes, nicht vielmehr als fünf Gerichte. Streng gegen sich selbst, forderte er wie überall auch hier, äußerste Akkuratesse. Er hielt einen Haushofmeister, Kammerdiener, Bediente und ein entsprechendes Küchen- und Stallpersonale. Als nun einmal nach einem Diner der Kaffee kalt oder doch unzureichend warm serviert wurde, entließ Stadion ohne die mindeste Zwischenrede den verantwortlichen Kammerdiener zur selben Stunde, die pekuniären Nebenfragen natürlich auf das glänzendste lösend. Wehe, wenn ein Bedienter ein Trinkgeld angenommen; darauf stand Dienstverlust. Und in der That, sein Lieblingsdiener, ein junger Bursche, vergaß des Verdikts, nahm vom General-Consul von Alexandrien nach dem Diner einen Dukaten und war des andern Morgens bereits außer Dienste. Es gehört wohl mit zu dem Styl eines großen, wahrhaft vornehmen Herrn, daß all' dem Unfug mit den Trinkgeldern in der Wurzel begegnet werde. In einem effektiv distinguirten Hause darf dergleichen Münzgeklimper und Banknotenrascheln der geladenen Gäste in der Antichambre gar nicht vorkommen. Ich selbst, als simpler Bürger, fand mich damit immer verletzt; will man das

Genossene bezahlen und den Hausherrn entschädigen oder ist der Bediente ein Hungerleider, und wie der Marqueur und Kellner auf diese Art obligaten Almosens angewiesen?! Pfui über die Trinkgelder!

Gab es aber Ball, große Soireen, Repräsentations-Feste im Palais, dann repräsentirte wie gesagt der Graf nicht sich selbst, sondern den Kaiser. Dann erhuben sich, buchstäblich zu reden, ganze katafalkartig gebaute Gerüste mit den Delikatessen mehrerer Zonen, der Malvasier rauschte und der echte Trank aus der Champagne und, was der Gaumen wünschte, bot sich dem Feinschmecker in Hülle und Fülle entgegen. Wenn die Gäste gingen, die Vorräthe am Büffet waren eben so reich nachgefüllt, als erwartete man erst die Herrschaften. Ich habe einen Gouverneur in Mähren gekannt, der an seinen Repräsentationstagen Kaffee mit Gugelhupf serviren ließ, wobei jedermann in der Stadt wußte, daß die Gräfin J. die Eibeben für die Aschkuchen dem Koche vorgezählt. Spare, scharre und schaufle zusammen, wer da will; an solchem Platze wird die Oekonomie zur eckelerregenden Gemeinheit. Wozu zahlte denn der Staat diese „Tafelgelder"? — Dermal nennt man sie „Functionszulagen."

Stadion ist unverehelicht geblieben. Er hatte

kein Talent zur Ehe. Der Franzose liebt die Frau wie eine prächtige Diamantnadel an der Battistkrause seines Hemdes; er will mit ihr in Gesellschaft brilliren. Dem Italiener ist sie mehr oder minder das Aschenbrödel, und er nimmt es nicht allzukrumm, wenn sie daheim ihren befugten Alter ego hält. Dem Engländer dient das Weib wie ein Reisehandbuch oder wie ein Regenschirm, den ein praktischer Mann sogar im Sonnenschein herumschleppt, in der Furcht, es könnte doch noch vor Abend Regen hereinbrechen. Der Slave, besonders in der niedrigsten Sphäre behandelt die Frau als Lastthier und verfehlt nicht, sich zu entschuldigen, wenn er sie dem Fremdling, der in seine Hütte tritt, vorstellen muß. Der Deutsche hegt das Weib an seinem Herzen, wie ein theures Medaillon, es ist ihm Schmuck, Amulet und Talismann. Der Türke verschleiert es und hält es zu hoch, um nur davon zu sprechen. . . .

Dem deutschen Grafen war das Weib nur Spielzeug in gelegener Stunde, ein Ding der Kurzweil. Er sah in ihm allen Ernstes den Hemmschuh bei jedem ernsten Geschäft, ein drückendes Gewicht, wo's Lebensfragen galt. Er

hielt es vielleicht so damit, wie mit der stärksten Zigarre, die er gern rauchte, oder wie mit den stärksten Kaffee, den er unmäßig trank, besonders in Stunden, wo ihm die wichtigsten staatsmännischen Arbeiten am Schreibtisch gefesselt hielten. Ich glaube nicht, daß er jemals die wundersame Versenkung zweier Herzen in einander, die Liebe empfunden; entlockte sie ihm vielleicht einmal den Funken, zum ersichtlichen Brande schlug sie niemals durch. Vielleicht büßte er selbst zum Theile, wenn er in dieser Beziehung gefehlt oder gar gefrevelt. . . .

Dennoch sind mir Frauenbilder bekannt, denen der Graf in Betracht ihrer geistigen und seelischen Vorzüge, mit wirklich reinster Verehrung angehangen. Er hatte diese Verehrung, ältern Damen gegenüber, aus seiner Jugend mit hinübergetragen in das Mannesalter, wie er denn zunächst seiner Mutter und ihrem Andenken mit schrankenloser Hingabe zugehörte. Ich glaube jedoch nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er jene Frauenbilder nur um ihrer geistigen Potenz willen hoch gehalten; den Spruch Göthe's: Das Ewig weibliche zieht uns hinan! kannte er in seiner Vollgewalt schwerlich.

Ausgerüstet mit den seltenen Gaben des Geistes, mit seinem luminosen Blick in's Große und Erhabene, ein Herr und erlauchter Cavalier nach Außen, wußte Stadion allmächtig auf seine Umgebung einzuwirken. Man neigte und beugte sich ihm freudig und die Bevölkerung in allen Theilen verehrte den Grafen im eigentlichen Sinne des Wortes. Was Er durfte, hat wohl Keiner vor ihm gedurft; er hielt die Umgebung in einem gewissen Zauberbann, denn jeder wußte, hier sorge ein edler, trefflicher, uneigennütziger Geist vor; da war Stadion ein Pelikan, der sich die Brust selbst schlitzte, um seine Umgebung zu versorgen. Stadion hat nur für das Volk gelebt und der letzte, ärmste Tschitsche im istrischen Karste kannte seinen Namen und flüchtete gläubig zu ihm. —

Wenn es ein Feld zu ackern gilt, so geht die Pflugschaar mit ihren eisernen Spitzen unbarmherzig über Stock und Stein. Ob sie hier ein Häslein aufstört oder dort ein Maulwurfnest durchschneidet, um dergleichen kann es nicht seine Bewandtniß haben, wie beim Ziergärtner mit seinen Reseden und Lewkojen, die säuberlich in irdene Geschirre eingesetzt werden. Wenn aber Stadion, das Große und Ganze im Auge, gegen

gewisse Formen verstieß — und ihm galt auch wirklich der Geist unendlich mehr als die Form, so verstieß er eben nur gegen Hasen und gegen Maulwürfe, der große Acker aber gedieh, das Korn wuchs prächtig und die Scheunen füllten sich. Man muß überdies sehr vorsichtig sein in Beurtheilung mancher seiner hingeworfenen Aeußerungen; denn er war nicht frei vom Sarkasmus und scheinbar aristokratischem Uebermuth. Ich erinnere mich einer sehr sonderbaren Aeußerung, die er dem General Graf W. gegenüber machte. Damals war die Frage betreffs des Schwefeläthers noch nicht erledigt; Stadion meinte, der General habe genug Soldaten in der Kaserne, er möge immerhin ein halbes Dutzend zu Experimenten hergeben, es läge ja nichts d'ran, wenn die Kerle um die Wissenschaft zu Grunde gingen. Allworauf der General gereizt erwiederte: dasselbe könne Seine Erlaucht mit einigen seiner Beamten thun, deren er beim Gubernium zum Ueberfluß habe. — —

Als größten Schmuck eines Mannes hab' ich endlich stets betrachtet und bewundert, wenn der Mann Herr seiner selbst geworden und sich selbst die Zügel hält. Stadion vermochte dies, er konnte in seiner hohen Stellung Widerspruch ertragen,

den stärksten, sogar wenn ihm damit persönlichst an den Leib herangerückt wurde; aber dieser Widerspruch mußte von einer geistigen Potenz ausgehen und mußte das Gepräge des moralischen Bewußtseins an sich tragen. Eine Scene dieser Art, die Gemeindeordnung betreffend, wird Herrn von Toggenburg eben so gut erinnerlich sein als mir. Stadion bäumte sich in solchen Momenten empor gegen sich selbst, er rang und zwang sichtlich den Unmuth in sich nieder, so daß derselbe gewissermaßen verpuffte, ohne zu beschädigen; er strebte im Großen eine Idee an und sein Ich galt ihm deßhalb nur in dritter Linie. Wer etwas wahrhaft Großes will, der denkt zuletzt an sich selbst. Ihm gilt der Erfahrungsgrundsatz mehr, als die selbstverliebte Einseitigkeit und ein solcher Mann hört, frägt darum eher Andere, bevor er sich selbst Glauben schenkt. Ihm waren die Schleicher und Ducker deßhalb zuwider, er wollte und verlangte das laute, offene Wort; ein Jajamännchen hätte bei ihm nicht vierundzwanzig Stunden Luft und Raum gefunden.

Eine feige Bedientenseele, die sich an ihn gehalten hätte, stets links und immer einen Schritt zurück, dabei aber immer mit den schweifwedeln=

den Augen nach rechts, unterthänigst angezogenen Athems und süßlich bekümmert, daß ja nicht eine unbequeme Aeußerung oder mißliebige Erinnerung das Ohr der Erlaucht treffe: eine solche feige Creatur verachtete er und entfernte sie bald aus seiner Nähe. — Je höher der Herr steht, je dringender die Pflicht seiner nächsten Umgebung, ihm schrankenlos die Wahrheit zu sagen. Wer sehr hoch steht, sieht am wenigsten genau, was drunten geschieht, und hätten die Großen der Erde unter den Kleinen der Erde ihre ehrlichen Sprecher gehabt, es wären derselben weit weniger gefallen oder gestürzt .... Und das gilt in der großen Kette menschlicher Verhältnisse vom äußersten Gipfel, in gleicher Proportion herab, bis zur Wurzel ... Wahrheit ist unser Aller Allererste Pflicht! — War ein Unrecht geschehen, Stadion griff eigenhändig zu, um es zu bessern. Ich möchte darauf schwören: Durch ihn hat mit seinem Wissen kein Gerechter Unrecht gelitten! — Er bemäntelte, vertuschte nichts; den Schein mied er. Ihm galt reelles Sein; eine Ansicht, eine Verordnung zurückzunehmen, wenn sich dieselbe in der Praxis nicht erhärtet, betrachtete er als heilige Pflicht. Kurz, ihm war jede Selbstsucht, jede

Eitelkeit fremd; ihm galt die Sache, nicht die Person. — Hab' ich's nicht schon oft gesagt? er lebte der leitenden Idee, und die kennt keine persönliche Unfehlbarkeit, die ist bereit zu jeder Selbstverleugnung; er lebte nicht zitternd und bangend für ein Portefeuille, um das Mancher bis zur Nasenspitze auf die Erde niederduckt, wenn er glaubt, daß es ihm aus den Händen gleiten könnte; um das Mancher Weib und Kind, seine gesammten Beamten, ja sich selbst verläugnet ... Ließ man den geraden Mann nicht gewähren, dann sagte er einfach: Ich gehe! und sie beschworen ihn, zu bleiben. Dem Stadion wär's nicht begegnet, daß er auf oder nicht auf sein Verlangen von irgend einem Posten gehen gemacht worden wäre ... Der Beamte in ihm blieb hinter dem Cavalier nicht zurück.

Deßhalb war auch seine nächste Umgebung für den Grafen eine wirkliche Brustwehr, ein geistiger Harnisch; da gab's härene Männer, keine seidenen Puppen; der Schritt und Tritt zu ihm klang laut, sicher, Kopf in der Höhe, freies Wort! O Gott! ich beuge mich tief vor dem Schatten dieses Mannes ...

Faßt man diesen Staatsmann Alles in Allem zusammen, so wird man mächtig erfüllt von seiner

geistigen Größe, die leider im Mittel- und Höhepunkte ihres Schaffens zusammenbrechen mußte. Einen Staatsmann, wie Stadion, so ganz und gar ergeben für das Gemein- und Gemeindewohl, mit gänzlicher Resignation auf sein eigenes Ich, hat dies Jahrhundert in keinem zweiten Bilde aufzuweisen. In seiner unbegränzten Ehrlichkeit muß man ihn überdieß als das Muster eines deutschen Mannes betrachten. — Alle bureaukratische Aengstlichkeit, die blödsinnige Normalienreiterei in bedenklichen Stunden, welche den Stundenzeiger eben in der eigenen Kopfuhr erheischen, die formelle Kanzlei-Knechtschaft und puderige Instanzen-Demuth — sie blieben ihm fremd bis an das Ende seiner Tage. Ihm waren sie wildfremd die zwei Fluchworte der Zeit: „Zu spät" und „Alles nur halb!"

Der Fall, wo in Triest eine plötzlich von auswärts eingetretene Handelskrise das baare Geld vom Platze verschlang und wo die Kaufleute brach gelegen wären, zum Schaden des Ganzen, wenn ihnen nicht im entscheidenden Moment sehr namhafte Summen vorgeschossen worden; der Fall, wo Stadion zwar nicht aus eigener Machtvollkommenheit, vielmehr mit höchster Ueberschreitung der-

selben, aus dem k. k. Kameral-Zahlamt in Triest Millionen anwies — sie wurden auch zurückgestellt — dieser Fall steht in der Geschichte der Gouverneure in Oesterreich so einzig und allein da, wie die schöne, rein menschliche Aufopferung, die Stadion als Kreisbeamter in Rzeszow in Galizien an den Tag gelegt. Dort wüthete die Cholera; die sinnlosesten Widersprüche betreffs dieser unheimlichen Krankheit kreuzten sich. Jud und Christ standen gegen einander, die Todten lagen rechts und links, die Furcht entmannte die Männer und machte die Weiber zu Rasenden; man erbebte in dem Gedanken, die vorhandenen Leichen zu berühren und sie in die Grube zu werfen, erzitternd, selbst verpestet zu werden und dem Tod zu verfallen. Da gab Stadion das Beispiel durch die That und trug der Erste die Leiche eines an der Cholera Verstorbenen auf seinem Rücken zur letzten Ruhestätte ....

Und das theure Haupt mußte zusammenbrechen unter der Wucht der Zeitereignisse .... Die Aerzte nannten Gehirnerweichung seine Krankheit, er erlag der Misère seiner Zeit ...

VI.

Minister Stadion und sein Tod.

Bei dem, am 10. Juli 1848 mit der ersten vorberathenden Sitzung begonnenen österreichischen Reichstage, finden wir auch den Grafen Stadion. Er wurde, als Gouverneur von Galizien, in dem Wahlbezirke Raawa zum Deputirten gewählt und galt im Schooße der Versammlung gewissermaßen als Führer der ruthenischen Deputirten, die in ihm ihren Retter und Heiland sahen. In der Reichsversammlung zum öfteren über seine eigentliche Position interpellirt, erklärte Stadion, bei dem Antritt als Deputirter seine Demission als Gouverneur dem Ministerium gegeben zu haben, worüber der gleichfalls interpellirte Minister Doblhoff in der Sitzung vom 25. Juli die Aeußerung abgab: ihm sei von der Sache nichts bekannt, er müsse sich aus den Akten erst des Näheren informiren. — Bei der Wahl zum Vice-

Präsidenten der Versammlung, erhielt Stadion neben Strobach die meisten Stimmen.

In wie fern der Graf beim Reichstag sowohl in Wien, wie Kremsier als Deputirter eingegriffen, ist aus den Verhandlungen des österreichischen Reichstags nach der stenographischen Aufnahme, Wien, k. k. Hof- und Staatdruckerei, 5 Bände, zu entnehmen. Stadion, mit der Gabe des glänzenden Redners nicht gesegnet, fand unter den wechselnden Schlaglichtern jener Tage, in der Reichsversammlung keinen besonders glücklichen Wirkungskreis.

Am 22. November 1848 verkündigte plötzlich die Wiener-Zeitung die Bildung eines neuen Ministeriums, das Kaiser Ferdinand, der Gütige, am 21. November in Olmütz genehmigt hatte und in welchem unter der Präsidentschaft des Fürsten Karl Schwarzenberg, Stadion zum Minister des Innern und zugleich provisorisch für den Unterricht ernannt wurde. Die weiteren damaligen Minister waren Kraus, Cordon, Dr. Alexander Bach, Bruck, Thienfeld.

Die Ernennung Stadions zum Minister des Innern brachte eine freudige Bewegung im ganzen Lande hervor. Man hatte seither den Grafen als

einen ebenbürtigen Antagonisten des Fürsten Metternich betrachtet, als den Mann, der zum Licht drängte. Man bezeichnete ihn als den Schöpfer von Oesterreichs Zukunft, und dies nicht nur im Kaiserthume, sondern auch im weiten Deutschland draußen. Man hätte einen Augenblick an die Einheit der deutschen Gesinnung glauben können. Es war dem Grafen aus Triest der glänzendste Ruf gefolgt und hatte sich in allen Provinzen festgesetzt. Sehr richtig rühmte man ihm nach, daß er aus Triest den Freihafen nicht lediglich für die Güter des Kaufmanns, sondern auch für die edelsten Güter des Geistes und der Menschheit gemacht. In Triest hatte man in den Metternich'schen Tagen an öffentlichen Orten „verbotene Zeitungen“ gelesen, auch dergleichen Bücher durften verbreitet werden, die Polizei fungirte wie eine zahnlose alte Großmama unter aufblühender, lärmender Jugend; es schien, als gehöre Triest gar nicht zur österreichischen Monarchie und als hätte sich die Freiheit geflüchtet auf die letzte Grenzspanne österreichisch Land, um im schlimmsten Falle über's Meer auszuwandern; es war, als langte die gewaltige Hand aus Wien gar nicht mehr bis an der Adria Gestade . . .

Man erinnerte sich der Dienste, die Stadion in Galizien geleistet. Ihm war in den schwersten Stunden das schwierigste Amt eines Gouverneurs in Galizien anvertraut worden. Damals ging eine starke Fraktion im Lande mit der Idee um, Galizien von Oesterreich loszureißen; er hatte das Land dem Kaiserstaat erhalten und stand ruhig wie ein Leuchtthurm inmitten der zähnefletschenden Gegner, inmitten des zischenden Geifers der kothigen Presse, deren Schmutz sich zu seinen Füßen ohnmächtig brach und der zu seiner Höhe gar nicht heranragen konnte, sondern in sich selbst versank. Man erinnerte sich, daß Stadion bereits freisinnig war, als man das Wort Freiheit in Oesterreich nur syllabirend über die Lippen bringen durfte.

Nun im Zenith der Macht, das auch zu können, was ihn beseelte, wollte es ein grausames Geschick, daß seines Geistes Licht die schwarze Nacht böser Krankheit bedeckte; er wurde in seinen edelsten Entwürfen unterbrochen und konnte nicht viel mehr zurücklassen, als ein Baumeister, der seine Baupläne selbst verfaßte und der eben die Pläne seinen Erben zum Ausbau anheimstellen muß.

Die ersten Spuren der geistigen Ermüdung

bei Stadion nahm man wahr, als er vom Reichstag in Kremsier nach Wien in sein Ministerium heimkehrte. Die Berathungen in Kremsier, die Fragen Betreff Ungarns, des Fürsten Windischgrätz und Anderem, was ihm persönlich am Herzen lag, diese Aufregungen sollen einen äußerst bitteren Niederschlag in seinem Herzen zurückgelassen haben. Seine näheren Freunde bemerkten dies und mieden Alles, was ihn reizbar affiziren konnte. Sein getreulichster Anhänger und Jugendgenosse Paul Graf von Coudenhove fand es für angemessen, einige Zeit hindurch sich entfernt zu halten, um dadurch seine Beobachtungen desto unauffälliger auf seine Art pflegen zu können.

Im April 1849 erschien bei Graf Coudenhove ganz unerwartet ein Diener Stadions mit dem Ersuchen, sich zu ihm zu bemühen, da der Minister dringend mit ihm zu sprechen wünsche. Stadion eröffnete seinem Freunde, wie ihm der Aufenthalt im Freien für ein paar Tage geboten erscheine; er möchte dießfalls auf einige Zeit nach Baden und bäte Paul, ihn dahin zu begleiten. — Graf Coudenhove, damals Regierungsrath in Wien, fügte sich gerne dem Wunsche des geliebten Freundes, meldete die Einladung Stadions seinem

Chef Grafen Chorinsky und die Expedition nach Baden fand noch am Nachmittag desselben Tages Statt.

Die Herren fuhren mit einem Fiaker nach Baden hinaus, als ungefähr in der Hälfte des Weges, in Neudorf, der bis dahin sehr schweigsame Stadion eine lebhafte Conversation eröffnete, und von einem in Wien neu zu erscheinenden Journale sprach. Aber er war noch nicht in den Fluß der Rede gerathen, als er im Satze nicht weiter konnte, dies oder jenes Wort wiederholte und endlich mit offenem Munde die Bewegung des Sprechens gestikulirte. Coudenhove fühlte sich leise betreten und begann erst zu ahnen, was hier im Zuge, als Stadion ihm bemerkt hatte, wie ihm in neuester Zeit Abbruch geschehe in der Aeußerung der Sprache, als wäre zeitweilig ihm die Zunge gebunden. Der stiere Blick, die Blässe Stadions, waren bedenkliche Begleiter genug dieser seiner Bekenntnisse. In Baden angelangt, quartierten sich die Herren behaglich ein und Coudenhove, der Jüngere, mußte gewissermaßen für den Freund vormundschaftlich sorgen. Als beim Diner der Kellner die Speisekarte an Stadion überreichte, versuchte dieser Einiges anzuordnen, legte aber als-

bald den Speisezettel seinem Freunde stumm hin, der die Wahl der Gerichte treffen mußte. Es wird wohl Jedermann begreiflich sein, daß eine solche Begleitung mit ihren bis dahin ungeahnten Erscheinungen, auch dem indifferentesten Manne höchst unheimlich berühren mußte, um wie viel mehr den Grafen Coudenhove, den Jugendfreund, ein so zart besaitetes poetisches Gemüth.

Graf Coudenhove begann das ganze im Anzuge begriffene fürchterliche Unglück zu ahnen. Stadion begehrte in die Leihbibliothek in Baden zu gehen, um sich zerstreuende Lekture zu holen. Während Stadion mit der Einsicht und Auswahl der Bücher beschäftigt war, sah Coudenhove ein paar Minuten zum Fenster hinaus. Wie sehr erschreckt mußte er sein, als der Bibliothek-Commis zu ihm trat und um Aufklärung der Aufträge bat, da sein Begleiter sich nicht verständlich machen könne und wohl ein — Engländer sei, der nur die deutsche Sprache radebreche.

Coudenhove mußte während des Badener Aufenthaltes, alle Excursionen, die unternommen werden sollten, dirigiren. Am liebsten trieb sich Stadion im Wald herum, ob im Sonnenschein, ob im Regen oder Sturm, galt ihm gleich. Stun-

denlang verweilte er im Freien, Luft, Luft — darnach lechzte seine Seele. Bei einer Fahrt, welche die Herren nach Wiener-Neustadt, eine Stunde weit von Baden unternommen, überfiel Stadion eine solche Wanderlust, daß er auf der nach Neunkirchen führenden, kerzengeraden Straße förmlich in Marsch gerieth, und unbeirrt von Ermahnungen, Vorstellungen und Bitten Coudenhoves, mechanisch, unaufhaltsam anderthalb Meilen vorwärts lief, so daß Coudenhove Mühe hatte, ihm zu folgen, was um so unabweislicher dringend nöthig erschien, als bereits der Abend hereingebrochen war und Stadion in solchem Zustande sich selbst nicht überlassen werden konnte. Eine nahe Eisenbahnstation winkte endlich aus dem Dämmer und es gelang dem Begleiter, seinen Freund nach der Bahnseite zu drängen, wo eben glücklicher Weise der letzte Abendtrain heranbrauste. Stadion ließ sich in einen Waggon schieben, Neustadt wurde noch zu guter Stunde erreicht, der wartende Fiaker nahm die Herren auf und führte sie nach Baden.

Stadion verhielt sich in jener Periode immer mehr schweigsam; er konnte stundenlang im Wald mit seinem Freunde promeniren, ohne ein Gespräch auszutauschen.

Mälig wurde der bedenkliche Zustand des Grafen in der Residenz und dadurch auch den Familiengliedern bekannt. Als ärztliche Pfleger standen dem Grafen neben seinem Hausarzte Dr. Hirschfeld, zuerst Hofrath Dr. Ritter von Güntner, später Hofrath Ritter von Seeburger zur Seite. Aber menschliche Hilfe frommte nichts. Das Kopfleiden des Grafen vermehrte sich immer mehr und mehr. Der Kaiser gewährte seinem Minister unbegrenzten Urlaub und Belassung aller Bezüge. Stadion begab sich, von den Wiener Aerzten aufgegeben, auf ein Jahr nach Gräfenberg, begleitet von seinem Bruder Walter, aber die Krankheit stieg immer mehr und mehr und brach bis zur völligen Geisteszerrüttung aus. Oft versuchte Stadion in den lichteren Momenten zu schreiben; er begann bald mit einem Memoire an den Kaiser, bald an die Minister. Er zerriß aber alsbald das bereits verwendete Blatt, um ein frisches Blatt Papier hervorzuholen. — Zum Oefteren auch kritzelte er auf große Bogen, aber er brachte es nicht mehr zum Abschluß. Wie man aus den Ueberschriften entnehmen konnte, hatte er es auf sein Testament abgesehen, er kam jedoch nicht mehr zur Abfassung desselben. Sein Vermögen hatte er in den Vor-

jahren als wahrhaft kaiserlicher Stellvertreter in der Eigenschaft des Gouverneurs, der äußeren Repräsentation geopfert, er besaß somit keine bedeutenden Obligationen oder Baarschaften. Er ließ sich von seinem Kammerdiener eine Liste seines allerdings reichen Haussilbers anfertigen, und disponirte mit einigen dumpfen Lauten, mit dem Finger deutend, über dies oder jenes Stück, bei welchem sodann der Kammerdiener die Namen der Legatare beirücken mußte.

So vegetirte Stadion Jahre lang; ich selbst sah ihn das letzte Mal auf der Tribune am Praterstern, die neben dem großartigen Triumphbogen bei Anlaß der Rückkehr Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich aus Ungarn und Siebenbürgen feierlicher Weise errichtet war, am 14. August 1852. Hier hatte sich auch Stadion allein eingefunden, in wenig gepflegter Toilette, sonderbar lächelnd d'rein schauend und freudig den Hut dem Kaiser entgegenschwenkend. Ich war mit meiner Frau in seiner nächsten Nachbarschaft, wir grüßten und nickten herzlich, er blickte uns mit blöden Karpfenaugen an und erkannte uns nicht mehr ....

Wie das Leiden des Einzelnen und wäre er

der Bedeutendste, mit der Länge der Dauer gewissermaßen abstumpfend auf die Umgebung einwirkt, so hatte man sich in der Residenz an den trostlosen Zustand des Grafen gewöhnt. Er schien den Leuten ein ohnehin verlorener Mann, der nur noch Tage zählte, wurden auch diese Tage nach und nach zu Jahren verlängert. Von einer Haushälterin gehütet, so gut es eben ging, wankte er mehr oder minder beachtet durch die Gassen, bis ihn endlich die Krankheit so hart auf's Lager niederwarf, daß von demselben kein Erstehen mehr stattfinden sollte.

Die Kaiserstadt wurde plötzlich von einem Partezettel erschreckt und aufgerüttelt: Stadion war seinen Leiden erlegen.

Der nachstehende Partezettel, dessen habhaft zu werden, ich keine geringe Mühe hatte, lautet:

Rudolf Graf Stadion-Warthausen Thannhausen, k. k. Kämmerer, wirklicher geheimer Rath, Ritter, Commandeur und Großkreuz mehrer h. Orden und Güterbesitzer, gibt in seinem und im Namen seiner Geschwister: des Herrn Walter Grafen Stadion, k. k. Hauptmannes in der Armee und Comthurs des souverainen Maltheser-Ordens, der Excellenz Frau Adelheid Gräfin Lanchoronska-Stadion, k. k. Sternkreuzordens-Dame, der Frau Sophie Gräfin Magnis-

Stadion, k. k. Sternkreuzordens-Dame, der Gräfin Euphrosine Stadion und der minderjährigen Kinder nach dem verstorbenen Herrn Eduard Grafen Stadion, k. k. Kämmerers und Oberstwachtmeisters in der Armee, die geziemende Nachricht von dem sie tief betrübenden Hinscheiden ihres innigst geliebten Bruders, resp. Oheims, Sr. Excellenz des Herrn

Franz Seraph Grafen Stadion,

k. k. Kämmerers, wirkl. geheimen Rathes, k. k. Ministers, Groß-kreuzes des k. k. Leopold-Ordens, Ehrenritters des souverainen-Maltheser-Ordens 2c. 2c.,

welcher in Folge eines langen Nervenleidens und nach Empfang der heiligen Sterbsakramente am 8. Juni 1853 im 47. Jahre seines Alters ruhig im Herrn entschlafen ist.

Der Leichnam des Hochseligen wird Sonnabend am 11. Juni d. J. Abend um halb 6 Uhr in der landesfürstlichen Pfarrkirche zu St. Johann in der Leopoldstadt, Praterstraße, feierlich eingesegnet und dann in die Familien-Gruft zu Klentsch in Böhmen überführt.

Montag den 13. Juni d. J. werden von 6 bis 12 Uhr in der gedachten Pfarrkirche die heil. Seelenmessen gelesen werden.

Wien, den 9. Juni 1853.

Wie ich schon im Verlauf meiner Mittheilungen bemerkte, beflissen sich die Wiener Zeitungen nach Stadions Scheiden das Stillschweigen zu bewahren.

Einem Munde aber konnte doch nicht Halt gebothen werden, es war dies Eduard Warrens, der geniale Publizist, noch aus Triest's Tagen dem Grafen mit Verehrung und Treue zugethan. Der blieb sich konsequent an der Bahre des Todten, wie einst an der Prunktafel des Lebenden.

Herr Eduard Warrens schrieb, unter dem ganzen Einfluß des ungeheuren Verlustes, den Oesterreich durch Stadions Heimgang erlitten, in dem Journal des österreichischen Lloyd unterm 9. Juni einen Nachruf. Er lautet:

„Man hat das Sterben auf dem Schlachtfelde als das glücklichste verherrlicht. Wenn der Tod in das voll pulsirende Leben hineinschmettert, wenn er das Herz, welches voll Thatkraft und Enthusiasmus pocht, in einem Nu zum Stillstand bringt, wenn er selbst zum Beweis wird und zum Zeugniß für den Gefallenen, zum Ruhm für seinen Namen, zum Stolz für seine Anverwandten, zur Lorbeerkrone für seinen Sarg, so preist man des Hingeschiedenen Loos als ein beneidenswerthes. Es war kein solcher Tod, der gestern dem Manne beschieden war, an dessen Bahre heute Oesterreich steht.

Und doch war er ein Held, wie kein besserer je den letzten Athemzug im Schlachtgetümmel aus-

gehaucht, ein Ritter mit einem blanken Schild, auf welchen nie ein Schatten gefallen. Doch ging er in die Schlacht für sein Vaterland, und starb für Oesterreich, wie er für Oesterreich gelebt hatte. Große historische Katastrophen pflegen irgend ein hervorragendes Opfer zu verlangen, das sie mit einem tragischen Glorienschein umgeben. Sie gehen selten vorüber ohne eine außerordentliche Persönlichkeit mit einem außerordentlichen Unglück heimzusuchen. Nach Jahrhunderten noch blicken späte Geschlechter mit jenem Interesse zu diesen Gestalten hinauf, welche das Herz der lebenden Welt am engsten verbinden mit dem Herzen der Todten. Der Kranz, den ein heiliges Unglück jenen bleichen Häuptern aufgesetzt, ist ein unverwelklicher. Ihr trauriger Blick leuchtet durch ferne Jahrhunderte. Ihr Schicksal macht Herzen schlagen und Augen weinen in entfernten Ländern und entfernten Zeiten. Die Geschichte öffnet ihr Haus unparteiisch den großen Glücklichen wie den großen Unglücklichen, aber in dem Hause der Dichtung haben die Letzteren den höchsten und den vornehmsten Platz.

Welches Auge wird trocken bleiben bei der Nachricht, daß Franz Seraph Graf Stadion gestern geendet hat? Das war vor wenigen Jahren

noch der erste Mann unter allen jüngeren Männern Oesterreichs. Als nach dem galizischen Aufstande für den schwersten Posten der beste Mann gesucht wurde, da mußte die Wahl auf ihn fallen. Als bei dem Ausbruche der Revolution der Hof sich nach einer Stütze, der Adel sich nach einem Führer umsah, der konservative Theil der Nation nach einem Staatsmanne, dem zu vertrauen und zu folgen war, da suchten alle Augen nach einer stillschweigenden Uebereinkunft ihn. Nachdem das alte System umgestürzt und die alten Staatsmänner mit demselben vom politischen Schauplatz verschwunden waren, da war Niemand im Civildienst der Krone, der an öffentlichen Ansehen ihm gleich stand. Erst später machte die mächtige Gestalt des Fürsten Felix Schwarzenberg sich neben ihm geltend. Aber sie verdunkelte ihn nicht. Jeder dieser Staatsmänner hatte eine ihm eigene Größe.

Doch Fürst Schwarzenberg hieß mit Recht Felix. Er endete erst, als er vollendet hatte. Er drückte den Stempel seines Geistes seiner Epoche auf. Er fand die Zeit, um die Kraft seines Willens in mächtigen Thaten auszudrücken. Er fand die Gelegenheit, sich selbst seinem Vaterlande ganz zu geben. Graf Stadion war so glücklich nicht.

Er kam eben heraus aus jener kurzen Periode, wo Nichts zu erreichen war, als durch Vorsicht, als durch Rücksichten, durch ein taktvolles Vorgehen auf einem schwierigen Terrain, durch ein geschicktes Laviren bei einem gefährlichen Wind und kaum in die andere Epoche eingelaufen, wo ihm freie Hand zum Schaffen gelassen war, da erlahmte sie. Das breite Fundament der Staatseinheit, welches er zuerst legte, der große schöpferische Gedanke einer österreichischen — nicht einer französischen — Centralisation, sein Gedanke — sie überdauerten sein Wirken, sie bilden das große bleibende Denkmal dieses edlen Geistes in der Geschichte des Landes, welches er so treu geliebt hat.

Es darf einer späten Nachwelt nicht allein überlassen bleiben, die Thaten des Grafen Franz Stadion zu würdigen. Das vollendete Thun eines Staatsmannes liegt sicher aufgehoben für die Betrachtung des späten Geschichtsschreibers.

Wo aber ein Leben in seiner Mitte gebrochen, ein großes Wirken, als es noch Hälfte war, aufgehalten worden ist, da bedarf es eines Commentars der Mitlebenden, damit es nicht mißverstanden werde. Die Erfüllung dieser ernsten Pflicht soll nicht verabsäumt werden." —

Ich mahne Eduard Warrens an seinen Commentar. —

Ich hätte sehr gewünscht, ein gutes Porträt Stadions diesen Blättern beifügen zu können. Möglich, daß aus den jüngeren Jahren des Grafen irgend ein Familiengemälde vorhanden, das einem Mitgliede derselben zu eigen ist. Ich kenne kein Bild des Grafen; derselbe hat mit Beharrlichkeit den an ihn gestellten Zumuthungen wegen öffentlicher Herausgabe eines Kupferstiches oder einer Lithographie Widerstand geleistet. Er haßte eine derartige Publicität und in dieser Beziehung zählt er zwei notable Zeitgenossen, die gleichfalls jeder Veröffentlichung ihrer Phisiognomien gewehrt: den F. M. L. Grafen Grünne und den Ex-Polizei-Minister Baron Thierry; eine ganz eigenthümliche Aehnlichkeit, welche beide Herren mit Stadion gemein haben.

Es ist mir indeß ein polnisches Flugblatt zu zu Handen gekommen, ein versificirtes Pamphlet, das zu Lemberg 1848 aus der Ossolinskischen Druckerei hervorging. Der Text behandelt die Ruthenenfrage und häuft natürlich Schmähungen auf Stadions Haupt. Auf der ersten Blattseite dieses Pamphlets befindet sich das Bild Stadions,

ein grober Holzschnitt. Es ist mehr Carricatur, als Porträt; immerhin aber dem Original sehr ähnlich. Die beiden Stäbe, die Stadion in Händen hält, bedeuten die Inful der griechisch-unirten ruthenischen Bischöfe (deren Sache Stadion effektiv in seine starke Hand genommen); das zweite Werkzeug ist eine Sense, welche sinnlose Anspielung dahin zielt, als hätte Stadion die blutigen Vorgänge in Galizien jemals gebilligt ....

Das Andenken Stadions wird in Oesterreich ein unvergeßliches bleiben; er bewährte sich als ein österreichischer Whiglord im schönsten Sinne des Wortes. Er war es, der der Aristokratie eine Laufbahn eröffnete, die anfänglich nur von Wenigen betreten, später ganz verlassen worden ist, jetzt jedoch unter dem Einflusse frischen Verfassungslebens wieder von Manchem eingeschlagen wurde. — Der Gedanke „gleiches Recht für Alle" hatte sich in dem gesammten politischen Wesen und Wirken dieses Mannes so zu sagen verkörpert. Er stellte sich auf die Höhe, von der aus das Volk emporgehoben werden muß, um für den Ge-

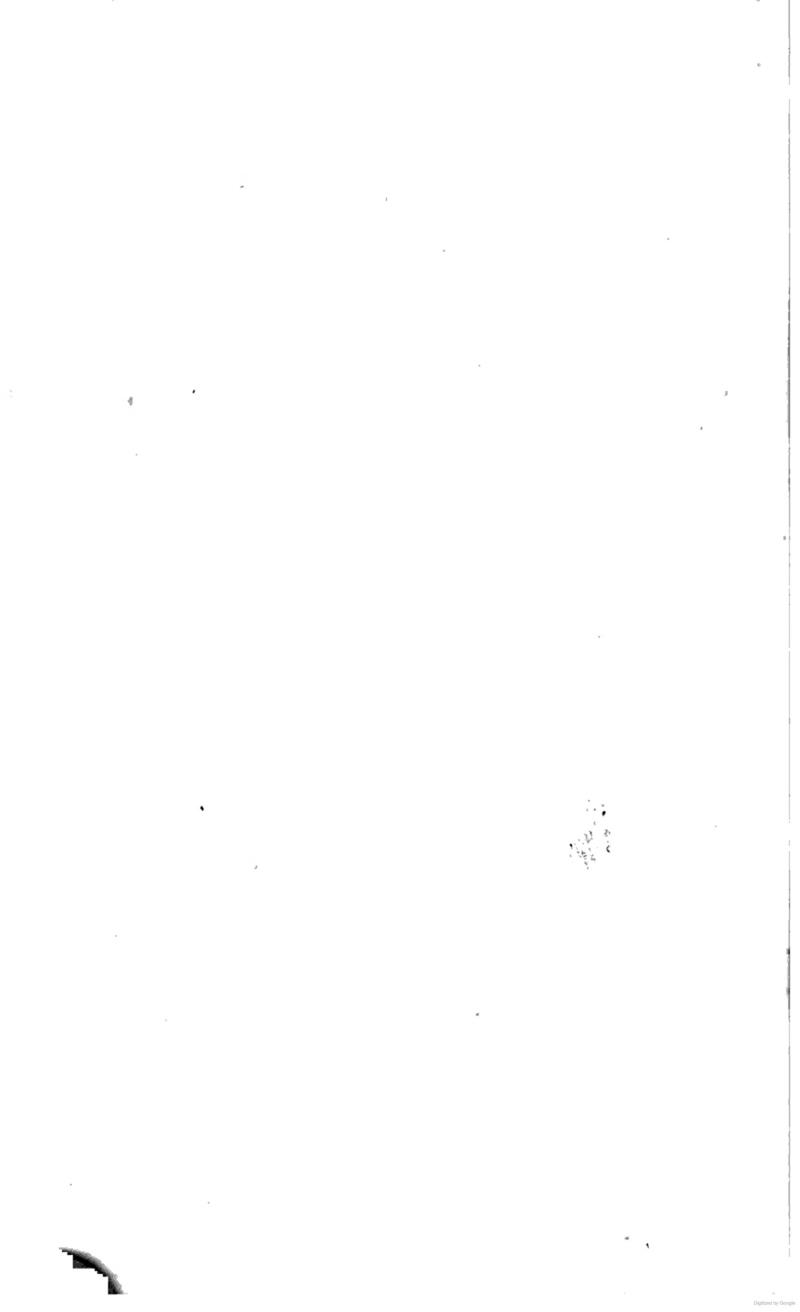
brauch der Freiheit gebildet zu werden. Der planlosen Wühlerei, der Revolution des Ehrgeizes fremd, war er in jeder Hinsicht ein Förderer alles Rechten und Guten. Er diente mit Aufopferung des eigenen Ichs, fern von aller Selbstsucht, vielmehr mit aller Selbstverläugnung dem Staate. Und er besaß nicht blos den Willen, das Rechte und Gute zu fördern: er hatte auch feinen Sinn und scharfes Auge für das, was in den unaufhörlichen Schwankungen der Politik wahrhaft recht, wahrhaft gut ist. Nach dem richtigen Gleichmaße strebend, über die Gebühr wuchernde Tendenzen zurückdrückend, dagegen die rationelle Bewegung freudig unterstützend, war er eine echte staatsmännische Natur. Daß er jedoch unbeschadet dieser Objektivität auch ein wahrhaft ehrlicher Mann gewesen, daß er aufrichtig liberal war, beweisen die Werke, die er schuf, zunächst sein Gemeindegesetz, welches ihn überlebt und sich, obwohl von der Reaktion desavouirt, bis zum heutigen Tage erhalten hat. In der That, das Volk will überhaupt keine Aenderung seines Gemeindegesetzes vom 17. März 1849. In diesem Punkte ist Stadion Meister gewesen und sein Name wird stets als jener des Schöpfers der freien Gemeinde-Ordnung

gefeiert werden. Sein Werk ferner ist die März-Verfassung, die jetzt dem Wesentlichsten und ihrem Geiste nach wieder in der Form der Reichs-Verfassung auftauchte. Stadion starb, bevor Schmerling aus dem Kabinet schied. Er überlebte nicht den Schmerz, seine Schöpfungen beseitigt zu sehen. Aber die Männer von Stadions Farbe müssen heut gesättigter Freude voll sein, das Andenken des Todten dadurch gefeiert zu sehen, daß der abgerissene Faden seines Wirkens von jenem seiner Collegen wieder aufgegriffen wurde, der seinen Principien unveränderlich treu geblieben.

Schmerling — Stadion redivivus!



Inhalt.






.SOMOGYI
Buchbind·
Hohenzollern

